



N12<522422290 021



8603 021

ubTÜBINGEN

UB Tübingen



544

z 68/3443

Luther

39-41 (1968-1970)
ohne T.

Zeitschrift der Luther-Gesellschaft

39. Jahrgang 1968 Heft 1

U.S. LIB.
- 5. JULI 1968

HERAUSGEBER

Professor D. Walther von Loewenich, Erlangen
unter Mitwirkung von Professor Dr. Bernhard Lohse, Hamburg; Professor
Dr. Ragnar Bring, Lund; Professor D. Reidar Hauge, Oslo; Professor D. Dr.
Willem Jan Kooiman, Amsterdam; Professor Dr. Lennart Pinomaa, Hel-
sinki; Professor D. Regin Prenter, Aarhus; Professor D. Theodore Tappert,
Philadelphia

SCHRIFTLEITUNG

Pastor Henning Stapel

2 Hamburg 55, Sülldorfer Kirchenweg 189, Telefon: 86 01 29

Verlag: Friedrich Wittig Verlag, 2 Hamburg 39, Bebelallee 11

Erscheinungsweise: 2 Hefte im Jahr

Preis des Einzelheftes 5,20 DM

Abonnementspreis für Mitglieder der Luther-Gesellschaft 8 DM

Bestellungen bei der Geschäftsführung der Luther-Gesellschaft

2 Hamburg 1, Bugenhagenstraße 21

Druck: Pergamos-Druck, Heidrich & Bender, Hamburg

Von Joachim Beckmann

Wir feiern hier in diesen Tagen das 450jährige Jubiläum der Reformation; denn wir zählen Reformation vom 31. Oktober 1517 an. Darin sehen wir jenes entscheidende Datum, von dem aus, was Martin Luther in jahrelanger Arbeit bedacht hatte, in die ganze Welt hinausging. Der Stein wurde gleichsam ins Rollen gebracht, der dann unaufhaltsam im ganzen Abendland weittragende Auswirkungen und Folgen hatte. Unsere Väter haben das lange nicht so gesehen. Man kann sagen, daß wahrscheinlich zum erstenmal im Jahre 1667 in Sachsen das Reformationsfest am 31. Oktober offiziell begangen wurde. Bis dahin war es viel mehr üblich, das Reformationsfest in Verbindung zu bringen mit dem Datum der Augsburgerischen Konfession von 1530. Oder es wurde (für Deutschland charakteristisch) ein Reformationsfest gefeiert an dem Tage, an dem der jeweilige Landesfürst in seinem Lande die Reformation eingeführt hatte. Erst seit dem Jahre 1717, dem 200jährigen Jubelfest der Reformation, beginnt sich in Deutschland die Feier des Thesenanschlags am 31. Oktober allgemein durchzusetzen. Man kann sagen: In diesem Jahrhundert, bis zum Jahre 1817, hat sich Reformationsfest als ein volkstümliches, in den evangelischen Ländern gemeinsam und gleichzeitig begangenes Fest langsam durchgesetzt. Seit 1817 wird daraus so etwas wie ein deutsch-evangelisches Nationalfest.

I

Wenn wir jetzt 450 Jahre Rückschau halten, dann wird es gut sein, zur Besinnung auf unseren heutigen Standort ein paar Minuten der Geschichte zu widmen, die in den 450 Jahren Reformation mit der Kirche der Reformation geschehen ist. 1517 begann jenes gewichtige Ereignis des Thesenanschlags die Welt zu bewegen, und in einem halben Jahrhundert war bereits die Welt des Abendlandes verwandelt. Die alte Religionskarte stimmte nicht mehr. Das ganze Abendland war in mannigfacher Weise gespalten in konfessionell voneinander unterschiedene Staaten. Das Zeitalter der Reformation war zu Ende. Nun begann das Zeitalter der Gegenreformation. In den letzten Jahrzehnten des ersten halben Jahrhunderts war das Konzil von Trient zusammengetreten und hatte die entscheidenden antireformatorischen Positionen bezogen. Von jetzt an beginnt nun jene langdauernde Geschichte des Kampfes zwischen Protestantismus und Katholizismus auf dem Boden Europas, eine Geschichte von Blut und Tränen.

Im Jahre 1617, hundert Jahre nach dem Thesenanschlag, stand der Protestantismus in Europa vor dem größten Religionskrieg der europäischen Geschichte. Dreißig Jahre dauerte der furchtbare Kampf, wobei es für den

Protestantismus um Leben und Tod ging. Er überstand diese schwere Bewährungsprobe, die schwerste vielleicht der vergangenen Geschichte, zwar mit großen Verlusten, aber er überlebte. Die Härte der protestantischen Rechtgläubigkeit und die tiefe Frömmigkeit des Pietismus, Zeichen evangelischen Glaubenstrotzes und evangelischer Glaubenswilligkeit, haben dazu entscheidend beigetragen. Als man jedoch zweihundert Jahre Reformation feierte, ging die evangelische Kirche einer neuen, schweren Bewährungsprobe entgegen. Es war nicht der Kampf des vergangenen Jahrhunderts mit dem römischen Katholizismus, sondern der Kampf um die Aufklärung. In ganz Europa wurden gewiß alle Kirchen von diesem neuen, gewaltigen, geistigen Ansturm innerhalb der damaligen Menschheit bewegt, am stärksten aber doch wohl die evangelischen Kirchen. Sie verstanden am ersten Aufklärung als Befreiung von den kirchlichen Autoritäten, Befreiung der Vernunft zu ihrer Selbständigkeit. Heute würden wir sagen mit den Worten Immanuel Kants: In der Aufklärung geschah es, daß die unmündigen Menschen zur geistigen Mündigkeit kamen. Es ist leicht zu begreifen, daß die Reformation selbst, insbesondere Martin Luther, als ein Vorläufer der Aufklärung angesehen wurde. Er habe das Entscheidende vollbracht: nämlich die Menschen von der Oberherrschaft der Kirche ein für allemal befreit, und habe den individuellen Glauben geschaffen, in welchem jeder »nach seiner Fassung« selig werden könne.

Jedoch die weltbewegenden Ereignisse von 1789, die Französische Revolution und die Napoleonischen Kriege, bringen dem Protestantismus Erneuerung, ja Erweckung; freilich auch Restauration. Denken wir an 1817: Vor uns steht das Wartburgfest. Dieses Wartburgfest der deutschen Burschenschaften ist nichts Geringeres als der Beginn der bürgerlichen Revolution des 19. Jahrhunderts. Jene Männer waren der Überzeugung, damit das Werk Martin Luthers fortzuführen. Aber auch jene anderen Kirchenmänner, Könige und Fürsten, die im Jahre 1817 begannen, die Union in Deutschland einzuführen, in ihren Landeskirchen die lutherischen und reformierten Kirchen miteinander in einer Kirche zu verbinden, waren der Überzeugung, damit die Reformation Martin Luthers zu ihrer noch ausstehenden Vollendung zu führen. Freilich, im ganzen 19. Jahrhundert steht die Reformation im Lichte des neuen Nationalismus, jener Gedankenwelt, die darauf aus ist, ein neues deutsches Reich zu schaffen, und zwar nach Möglichkeit ein Reich, in dem der Protestantismus entscheidend mitzubestimmen hat.

Nach einem halben Jahrhundert ist dieses neue Reich geschaffen: 1871 beginnt das Deutsche Reich, an dessen Spitze ein protestantischer Kaiser, der König von Preußen, steht, der Schutzherr des Protestantismus. Aber schon ein halbes Jahrhundert später ist auch diese Ära wieder zu Ende. Eine neue schwere Zeit ist hereingebrochen. Der erste Weltkrieg hat angefangen. Das



Reformationsfest von 1917 steht im Zeichen der schweren Lasten, die der Krieg gerade auch Mitteleuropa gebracht hat. Noch wichtiger jedoch ist, daran zu erinnern, daß genau in demselben Jahre des 400jährigen Reformationsjubiläums die kommunistische Revolution in Rußland beginnt und damit eines der bedeutendsten Ereignisse der neuen Zeit. Das, was wir heute in Deutschland vor Augen haben, hängt auch mit dem zusammen, was 1917 in Rußland geschah. Aber noch eines ist bemerkenswert: Im Jahre 1918, ein Jahr später, stürzt eine 400jährige Überlieferung des deutschen Protestantismus zusammen. 400 Jahre haben die evangelischen Kirchen als Staatskirche bestanden. Nun war das Staatskirchentum, das landesherrliche Kirchenregiment zu Ende, und die evangelischen Kirchen mußten den Beweis dafür antreten, daß sie auch ohne Staatsautorität auf eigenen Füßen stehen konnten.

Diese sich nun ganz schnell formierende selbständige Kirche, die sogar in Wittenberg 1922 einen ersten deutschen Kirchenbund schloß, wurde schon sehr bald von einer neuen Überraschung heimgesucht. Im Jahre 1933 begann für sie ein schwerer Kampf um ihre Existenz, der Kampf mit der nationalsozialistischen Weltanschauung, in dem zum erstenmal seit Jahrhunderten die evangelische Kirche in Deutschland gegen ihre eigene Staatsführung aufstehen mußte. Dies war für alle Evangelischen schwer zu tragen und mußte erst gelernt werden. Es ging ganz neu um Wahrheit und Freiheit einer Kirche, die sich nicht beugen konnte unter eine ihr aufgezwungene, vom Staat geförderte Weltanschauung.

Der Kampf auf Leben und Tod endete im zweiten Weltkrieg mit dem Zusammenbruch des Dritten Reiches. Wieder überlebte die evangelische Kirche. Ja, sie überlebte so, daß zur Überraschung der Welt im Jahre 1948 der Ökumenische Rat der Kirchen begründet wurde unter Beteiligung des deutschen Protestantismus. In demselben Jahre kam es nach mehr als 4 Jahrhunderten endlich zur Gründung der Evangelischen Kirche in Deutschland. Aber diese Kirche ist schon heute wieder umstritten, weil die Machthaber jenseits der Mauer darauf dringen, daß diese evangelische Kirche sich in zwei Kirchen trennt, in eine Kirche des Westens und eine Kirche des Ostens, weil die Staatsgrenzen für die Kirchengrenzen maßgeblich sein sollen.

Der Protestantismus ist heute nicht mehr eine Angelegenheit Mitteleuropas, ja nicht einmal nur eine Angelegenheit Europas. Längst ist er eine Sache der Welt geworden. Es gibt evangelische Kirchen in allen Teilen des Erdkreises. Nicht zufällig ist es gerade im 19. Jahrhundert dazu gekommen, daß eine gewaltige missionarische Expansion das Evangelium bis an die Enden der Erde gebracht hat. Ebenso wichtig ist es, darauf hinzuweisen, daß die evangelischen Kirchen nicht mehr allein stehen. Sie sind zusammengefügt im Ökumenischen Rat der Kirchen mit Kirchen aller Bekenntnisse. Sie stehen

in ökumenischen Bestrebungen zur Vereinigung aller Kirchen und nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil auch am Beginn eines ganz neuen Dialogs mit der römisch-katholischen Kirche.

Das Reformationsfest 1967 ist aber auch ein Datum, das uns daran erinnert, daß die Welt, in der wir heute leben, nicht nur eine Welt ist, in der es den Geist der Ökumene gibt, den Geist der Mission, der Ausbreitung des Evangeliums über die ganze Erde, sondern auch den Gegegeist des Atheismus. Quer durch die ganze Welt, nicht nur in bestimmten Staaten, macht sich der Atheismus neue Bahn, der seit den Tagen der Aufklärung in Europa neu aufgekommen ist, und die Kirche von heute hat es in allen Bereichen der Welt mit jener neuen, seltsamen und starken Macht zu tun, die sich bemüht, den Menschen von Gott radikal zu scheiden und eine neue Menschheit ohne Gott zu versammeln. Es ist deswegen kein Wunder, daß die evangelischen Kirchen in der ganzen Welt Anteil haben an diesen weltumspannenden Auseinandersetzungen unserer Tage.

II

Am heutigen Tage jedoch möchte ich nur *einer* wichtigen innerkirchlichen Auseinandersetzung gedenken, weil wir ja im letzten Grunde als evangelische Kirche gefragt sind, ob es denn mit den Kirchen der Reformation so weitergehen soll wie bisher oder ob die Reformation nun vor einem Ende steht. Im ökumenischen Zeitalter, in der Diskussion der Kirchen in der ganzen Welt im letzten halben Jahrhundert hat sich eins gezeigt: Zwischen allen Kirchen gibt es eine Reihe von Verschiedenheiten, ja von Gegensätzen im Glauben, in der Lehre, in den Ordnungen, in der Frömmigkeit. Aber es gibt nur einen die ganze Christenheit durchziehenden grundlegenden Gegensatz; dies ist ein Gegensatz von größter Härte, es ist der Gegensatz zwischen dem Katholizismus und dem Protestantismus. In der Tat, es ist kein Zufall, daß die Reformation einst das in der ganzen Kirchengeschichte weittragendste und folgenreichste Ereignis war. Von da aus wird man sagen müssen: es wird also gegenüber allen Differenzen zwischen den Kirchen diese evangelisch-katholische Differenz die schwerste sein. Das ist die Differenz, die uns seit 450 Jahren von der römisch-katholischen Kirche unterscheidet und trennt.

Ich möchte darüber ein paar Worte sagen im Anschluß an Luthers 95 Thesen. Zwar sind die 95 Thesen Martin Luthers noch die Thesen eines katholischen Augustinerpaters, eines Theologieprofessors an der Wittenberger Universität und eines Seelsorgers an der dortigen katholischen Kirchengemeinde. Aber in seinen Thesen, die er im Jahre 1518 eingehend ausgelegt hat, sind doch schon die Wurzeln der Reformation deutlich enthalten. Hinter ihnen steckt die theologische Arbeit eines Jahrzehntes. Aber in den kur-

zen Thesen läßt sich an kleinen Beispielen, die gewichtig sind, zeigen, inwiefern mit Recht der 31. Oktober das Datum ist, von dem wir die Reformation herleiten.

Luthers erste These lautet: »Da unser Herr und Meister Jesus Christus sagt: ›Tut Buße‹ usw. (Matth. 4, 17), wollte er, daß das ganze Leben der Gläubigen Buße sein sollte.« In ihr spricht sich ein neues biblisches Verständnis der Buße aus, das im Gegensatz zu dem in der römisch-katholischen Tradition aufgekommenen Verständnis der Buße als eines sakramentalen Aktes steht. Buße ist für Luther die radikale Abkehr des Menschen von sich selbst und eine ebenso radikale Selbstpreisgabe an den im Kreuze Jesu Christi verborgenen und offenbaren Gott. Buße ist ein Geschehen, das das ganze Leben des Christen bestimmt, sie ist letzten Endes nichts anderes als die Kehrseite des Glaubens, jene Umbesinnung, die täglich neu vollzogen werden muß, an der wir unser Leben lang zu lernen haben: die Zuwendung zu Gott und die Abwendung von uns selbst.

Noch deutlicher wird in der 37. These Luthers neue reformatorische Erkenntnis: »Ein jeder wahrhaftige Christ, er sei lebend oder tot, ist teilhaftig aller geistlichen Güter Christi und der Kirche durch Gottes Geschenk auch ohne Ablassbriefe.« Er sagt dazu in seiner Auslegung: »Es ist unmöglich, ein Christ zu sein, wenn man Christum nicht hat. Hat man aber Christum, so hat man auch zugleich alles, was Christi ist. Aber geschieht es durch den unschätzbaren Reichtum der Barmherzigkeit Gottes des Vaters, daß sich ein Christ rühmen und mit Zuversicht alles in Christo sich aneignen kann, nämlich, daß Christi Gerechtigkeit, Kraft, Geduld, Demut und alle seine Verdienste auch sein eigen sind vermöge der Einheit des Geistes im Glauben an ihn. Hinwieder sind alle seine Sünden nun nicht mehr sein, sondern Christi vermöge eben dieser Einheit, in der auch alles aufgehoben wird. Und das ist die freudige Zuversicht der Christen und die Fröhlichkeit unseres Gewissens, daß durch den Glauben unsere Sünden nicht unser werden, sondern Christi, ›auf den Gott unser aller Sünden geworfen hat‹, und ›er hat unsere Sünden getragen‹. Er ist das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt. Hinwieder wird alle Gerechtigkeit Christi die unsere. Denn er legt seine Hand auf uns, so werden wir gesund, und er breitet seinen Mantel über uns und bedeckt uns als der hochgelobte Heiland in Ewigkeit. Amen.«

Mit diesen Sätzen war eine Entscheidung von größter Tragweite gefallen. Hier wird ein Christusverständnis und zugleich eine Beschreibung des Verhältnisses von Christus und dem Glaubenden sichtbar, die so bisher in der Kirche, aus der Martin Luther herkam, nicht zu finden waren. Das wird noch klarer in dem weltberühmt gewordenen Satz der 62. These: »Der wahre Schatz der Kirche ist das heilige Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes.« Er legt diese These selbst folgendermaßen aus: »Christus hat auf

der Welt weiter nichts hinterlassen als allein das Evangelium. Es ist ein Wort des Heils, ein Wort der Gnade, ein Wort des Trostes, ein Wort der Freude, die Stimme des Bräutigams und der Braut, ein gutes Wort, ein Wort des Friedens. So kommt also das Licht des Evangeliums zu den Gefangenen und Traurigen und ganz Verzweifelten und sagt: ›Fürchtet euch nicht!‹ ›Tröstet euch, tröstet euch, mein Volk!‹ ›Tröstet die Kleinmütigen!‹ ›Sehet da, euer Gott.‹ ›Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.‹ ›Siehe, der ist es, der allein das Gesetz für euch erfüllt, der euch von Gott ›gemacht ist zur Weisheit und Gerechtigkeit, zur Heiligung und Erlösung‹, und zwar für alle, die an ihn glauben. Wenn nun das sündige Gewissen diese liebliche Botschaft hört, so lebt es wieder auf, es frohlockt mit Springen und Jauchzen und ist voller Zuversicht: nun fürchtet es weder den Tod, noch, einmal mit dem Tode vertraut, alle Arten von Strafen, noch selbst die Hölle. So entspringt aus diesem Evangelium die wahre Ehre Gottes, indem wir belehrt werden, daß nicht durch unsere Werke, sondern durch die Gnade Gottes, der sich unser in Christo erbarmt, das Gesetz erfüllt worden sei und noch erfüllt werde; nicht durch die Verrichtung von Werken, sondern durch Glauben; nicht dadurch, daß man Gott etwas darbringe, sondern dadurch, daß man aus Christo alles empfängt und seiner Verdienste teilhaftig wird.«

Wir sehen an dieser Stelle bereits die entscheidende Erkenntnis Luthers: Der Schatz der Kirche ist nur einer: das Evangelium, das Wort selbst, und diesen Schatz empfängt jeder, der dem Evangelium glaubt. Darum bedarf es nichts anderes als des Glaubens an dieses Evangelium. Aus diesen Erkenntnissen ist zu ersehen, warum es in der Reformation zu einer Absage an die Überlieferung, an die scholastische Theologie und das Kirchenrecht der römisch-katholischen Kirche kam und kommen mußte. Das Augsburger Bekenntnis von 1530 ist nur eine Folgerung aus dem, was Luther hier ausgesprochen hat. In den Thesen dieses Bekenntnisses von der Rechtfertigung, vom Amt der Kirche als Evangeliumsverkündigung und von der Kirche als der Gemeinschaft der Glaubenden ist deutlich, daß die entscheidenden Grundlagen und Strukturen des römischen Katholizismus in ihrem Gottesdienst wie in ihrer Rechtsordnung verwandelt werden mußten.

Die Folge dieser von Luther schon in den Thesen geprägten Grundsätze war eine Herausforderung an den römischen Katholizismus zur Glaubensentscheidung. In der Tat, das ganze Abendland wurde durch diese Sätze des Augustinerpaters zu einer letzten Entscheidung herausgefordert. 50 Jahre beinahe, kann man sagen, haben die Menschen versucht, diese Entscheidung rückgängig zu machen, einen Kompromiß zu schließen, die Kirche wieder zusammenzubringen, die Gegensätze abzuschleifen. Aber es ist merkwürdig, daß alle Versuche, die von den verschiedensten Anhängern der Reformation und seitens der katholischen Kirche unternommen wurden, geschei-

tert sind. Statt dessen kam es zu der antiprotestantischen Festlegung der römisch-katholischen Kirchenlehre in dem Tridentinischen Konzil mit seinen wichtigen Thesen über Schrift und Tradition, über die sieben Sakramente und über die Autorität des Papstes und der Bischöfe. Die katholische Kirchengeschichte von jener Zeit an durch 4 Jahrhunderte hindurch war eine Geschichte, in der die katholische Kirche ihre antiprotestantische Lehrgestalt verfestigt hat. Man kann sich das an folgenden Tatbeständen kurz verdeutlichen: Sie wurde erstens in immer stärkerem Maße eine Kirche des kanonischen Rechts. 1917, 400 Jahre nach dem Ablassstreit, wurde das Corpus Juris Canonici in seiner großen entscheidenden Neuauflage für die Welt herausgegeben. Zweitens wurde sie die Kirche einer immer stärker sich entfaltenden Mariologie. Allein im 19. und 20. Jahrhundert sind zwei weitere mariologische Dogmen durch den Papst proklamiert worden. Das Dritte ist die Festigung des päpstlichen Zentralismus mit dem Höhepunkt des I. Vatikanums im Jahre 1870, das die ex cathedra ergehenden Lehrentscheidungen des Papstes für unfehlbar erklärte. Schließlich ist zu sagen, daß im 19. Jahrhundert die römische Kirche sich ununterbrochen gegen jeden Einfluß des modernen Geistes wehrte und sich darum aufs stärkste in die mittelalterliche Theologie zurückzog, um dadurch der Entwicklung zu einer demokratischen und toleranten Gesellschaftsordnung in der Welt Einhalt zu gebieten.

Dies war so, bis vor einigen Jahren im Zweiten Vatikanischen Konzil die Öffentlichkeit der Welt vor Überraschungen gestellt wurde. War das Zweite Vatikanische Konzil nun wirklich die große Wende? Für die römisch-katholische Kirche zweifellos. Die Selbstbesinnung, die die römisch-katholische Kirche auf dem Konzil vollzogen hat, ist von unabsehbaren Auswirkungen. Was dort entwickelt worden ist an neuen Gedanken über die Kirche, über den Gottesdienst, über die verschiedenen Ämter der Kirche und vor allen Dingen auch in dem großen Bereich der Kirche in der modernen Welt ist von tiefgreifender Bedeutung und zeigt für unser Empfinden eine Wandlung gegenüber dem, was noch bis tief in unser Jahrhundert hinein als das eigentlich Römisch-Katholische vertreten worden ist. In diesem Konzil hat ohne Frage so etwas stattgefunden wie der Aufbruch der katholischen Kirche in die Moderne hinein. Im Unterschied von den negativen Äußerungen des römischen Katholizismus im vorigen Jahrhundert wird jetzt mit einem Male die Öffnung der Kirche in die Welt proklamiert. Alles, was seitdem gesagt und geschehen ist, zeigt ja etwas von den Überraschungen, die dann eintreten, wenn sich eine Kirche aus dem Getto, in das sie sich selbst verbannt hat, der Welt öffnet.

Aber noch wichtiger ist die ökumenische Öffnung zu den anderen Kirchen und Christen. Bisher haben wir durch lange Zeit hindurch immer nur das Nein zu ökumenischen Bestrebungen gehört; nun aber hören wir ein neues

Ja. Die römisch-katholische Kirche wird in diesem Konzil aufgefordert, ökumenisch zu werden in der Öffnung zu den Christen und Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften, die nicht zu ihr gehören. Es werden nach allen Seiten die Fenster und die Türen aufgemacht, und es wird herausgeschaut, was außerhalb der römischen Großkirche für Kirchen und Christen leben. Man möchte mit ihnen ins Gespräch kommen. Man möchte sie als Christen ernstnehmen. Man möchte mit ihnen auf einen neuen Weg zueinander gelangen. Damit hat ein neues Verhältnis zwischen dem römischen Katholizismus und den evangelischen Kirchen begonnen. Das Wort, das früher eine große Rolle spielte gegenüber allen, die nicht zur römischen Kirche gehörten, daß sie Ketzer oder Abgefallene seien, kommt nicht mehr vor. Im Gegenteil, die von der römischen Kirche getrennten Christen werden überaus freundlich angedeutet; sie werden gelobt für vieles, was sie getan haben und tun. Man bemüht sich um ein redliches Verständnis der auf ganz anderen Wegen geführten christlichen Kirchen. Man begehrt ein neues Gespräch über die Grundlagen der Kirche über der geöffneten Bibel, eine neue Begegnung, um einen gemeinsamen Weg in die Zukunft zu suchen. Ja, man wagt sogar, was sehr beachtlich ist, das gemeinsame Gebet. Natürlich auch die Zusammenarbeit in allen Bereichen, in denen irgendeine Gemeinsamkeit der Christen möglich ist.

Wir evangelischen Christen und Kirchen können für die Wendung der römisch-katholischen Kirche im Zweiten Vatikanischen Konzil nur dankbar sein. Allerdings müssen wir nun noch einiges sagen, was wir deswegen schuldig sind, weil wir als evangelische Kirchen jetzt angesprochen, aufgefordert und gefragt sind, wer wir in Wahrheit seien. Wir sollen das auch gern mit aller Deutlichkeit zu sagen versuchen. Im Zweiten Vatikanischen Konzil ist zwar eine neue Interpretation in einigen Punkten der römisch-katholischen Tradition erfolgt, aber begreiflicherweise keine Änderung der dogmatischen Grundlagen. Man hat ausdrücklich an den dogmatischen Grundlagen der Kirche festgehalten, besonders in der Konstitution von der Kirche. Gerade in diesem Bereich der Lehre, der ja besonders wichtig geworden ist in neuer Zeit, ist das Konzil deutlich bei der hierarchischen Struktur der Kirche, bei dem Verständnis des bischöflichen Amtes und des päpstlichen Primates geblieben, in denen die seit Jahrhunderten festgefügte, immer klarer sich entwickelnde römische Lehre von der Kirche ihren Ausdruck fand. Und wenn auch die Selbstidentifikation der römischen Kirche mit der Kirche Christi durch eine theologische Formulierung des Konzils ein wenig aufgelockert ist, wird man doch sagen müssen, daß sich die katholische Kirche auch weiterhin als die allein von Christus begründete Kirche versteht, zu der eigentlich alle Christen gehören. Darum wird auch auf dem Konzil von Rom aus die Welt ins Blickfeld genommen und aufs neue betont, daß sich die Christen

der Welt um den einen Mittelpunkt scharen müßten, der im römischen Papst, dem Stellvertreter Christi, ein für allemal begründet ist.

Auf andere Dinge, die weniger wesentlich sind, möchte ich heute nicht eingehen. Sie werden meistens in der Presse vordergründig behandelt - ich denke z. B. an die Fragen der Mischehe. Nur von entscheidenden Dingen soll etwas gesagt werden, weil hier die Ursachen für alle anderen Schwierigkeiten liegen. Man kann nicht an den Symptomen kurieren (um das Wort einmal zu gebrauchen), sondern man muß mit den Grundfragen anfangen, um die wirklichen Probleme zu klären. Das Zweite Vatikanische Konzil fragt uns durch seine Lehräußerungen und durch seine Stellungnahme zu uns, ob und warum wir auch weiterhin Kirchen der Reformation bleiben wollen. Das Konzil gibt uns Anlaß, unsere reformatorische Position zu überprüfen, und davon wollen wir noch ein paar Worte miteinander reden.

III

Was ist eigentlich für uns als evangelische Christen die unaufgebbare Wahrheit des reformatorischen Bekenntnisses? Ganz kurz gesagt: das Bestehen auf einem kleinen, gewichtigen Wörtlein, das so unbedeutend erscheint und doch so entscheidend ist: Es ist das Wort *allein*. Die Grundlagen der Reformation liegen deswegen bei dem Allein, weil hier aufs neue entdeckt worden ist, inwiefern alles daran hängt, daß Jesus Christus *allein* Herr und Heiland der Kirche ist, daß die Gnade Gottes *allein* unser Heil bewirkt, daß der Glaube an das Evangelium *allein* die Vergebung von den Sünden und das neue Leben empfängt, daß Gottes Wort *allein* die seine Kirche schaffende und regierende Autorität ist, oder, anders gesprochen, daß die Schrift *allein* die maßgebende apostolische Tradition der Kirche enthält.

Zusammengefaßt kann man auch sagen: Die reformatorische Theologie der Rechtfertigung besteht in dem entscheidenden Satz des Römerbriefs, daß der Mensch gerecht wird allein durch Glauben ohne seine eigene Mitwirkung.

Wir fragen: Verstehen wir den eigentlich geistlichen und theologischen Glaubenssinn dieser Sätze? Gibt es nicht eine Menge von katholischen Theologen, die heute sagen: Auch wir bekennen: Christus allein ist der Herr der Kirche und die Gnade bewirkt allein das Heil. Wir haben aber gerade dazu einige entscheidende Fragen, und zwar Fragen, die sich auch unmittelbar an das Zweite Vatikanische Konzil richten. In der katholischen Kirche begegnen wir im Unterschied von dieser Lehre, die auf dies »Allein« sich gründet, immer an entscheidenden Stellen einem *Und*. Der Unterschied scheint sehr klein zu sein. Er ist aber von tiefgreifender Bedeutung. Tiefgreifend deswegen, weil es hier um die letzte Erkenntnis der Wahrheit des Evangeliums Gottes geht. Auch im Zweiten Vatikanischen Konzil ist offenkundig, daß

zum Evangelium nicht allein *Christus* gehört, sondern in einer ganz betonten Weise eben *auch Maria*. Von ihr wird ausdrücklich in einer weitgespannten Darlegung gezeigt, inwiefern sie in einzigartiger Weise für das Heil der Welt mitgewirkt hat. Und gerade die starke Unterstreichung ihrer Mitwirkung ist der Punkt, an dem wir die entscheidende Frage haben, warum denn eigentlich hier ein so leidenschaftliches Interesse an der Mitwirkung Marias liegt, daß sie sogar zur Himmelskönigin erhoben und in einem besonderen Kult verehrt wird.

Zweitens: In dem großen Streitpunkt der Reformation über das Verhältnis von Schrift und Tradition hat zwar das Zweite Vatikanische Konzil, in der Formulierung etwas genauer als bisher, doch im Grunde in der Sache unverändert daran festgehalten, daß das Wort Gottes sowohl in der Heiligen Schrift wie auch in der Tradition beschlossen sei und daß das kirchliche Lehramt diese Gesamtheit der göttlichen Offenbarung authentisch und verbindlich für die Kirche auslege. Zwar ist das Lehramt der Kirche - heißt es genauer als bisher - dabei gebunden an die Tradition und an die Schrift, aber faktisch wird dadurch ja nun doch zum Ausdruck gebracht: nicht nur die Bibel enthält das maßgebliche apostolische Zeugnis der Offenbarung Gottes, sondern auch in gleicher Weise die Tradition, und die Auslegung beider unterliegt obendrein dem kirchlichen Lehramt, das in seiner höchsten Spitze unzweifelhaft unfehlbar ist. An dieser Stelle steht für uns die entscheidende Frage, ob damit nicht die Heilige Schrift der Kirche unterworfen wird. Es kann auch nicht mehr unterschieden werden zwischen dem, was *echte* apostolische Überlieferung ist und was spätere, also nicht mehr apostolische Überlieferung darstellt. Wir meinen, daß damit der Charakter der Heiligen Schrift als des alleinigen Grundes für die Lehre der Kirche in Frage gestellt wird.

Und das Dritte: Der Herr der Kirche ist in der katholischen Kirche nicht Christus allein, ausschließlich, unmittelbar und selbst, durch sein Wort, sondern er ist Herr insonderheit auch durch seine bevollmächtigten Vertreter. Diese bevollmächtigten Vertreter sind für die Diözesen die Bischöfe und für die Gesamtkirche zweifellos der Papst. Wir würden ein solches Wort, wie es im Zweiten Vatikanischen Konzil vorkommt, nicht sagen können, nämlich daß, wenn der Bischof erscheint, Jesus Christus selbst in die Gemeinde tritt. Wir würden an dieser Stelle sagen: Wenn das Wort Gottes verkündigt und geglaubt wird, dann ist der Herr selbst gegenwärtig in seiner Gemeinde. Unsere stärksten Einwände richten sich jedoch gegen die Lehre vom Papst, die ja schon über mehr als 1000 Jahre alt ist, nämlich daß er »der Vater und Lehrer aller Christen« ist, daß ihm »vom Herrn die volle Gewalt übergeben ist, die ganze Kirche zu weiden, zu regieren und zu verwalten«. Hier haben wir seit der Reformation die Frage, ob denn wirklich

Jesus Christus einen solchen regierenden Stellvertreter im römischen Bischof für die gesamte Kirche berufen haben wollte, als er das Wort zu Petrus sprach, das Matth. 16 geschrieben steht.

Zum Schluß das Vierte: Die Rechtfertigung des Sünders geschieht nach der Lehre der römischen Kirche nicht allein im Glauben, sondern auch durch ganz bestimmte Mitwirkungen des Menschen. Wir rufen uns die klassische Formulierung in Erinnerung. Auf dem Konzil von Trient wurde folgender Satz geprägt: »Wer behauptet, der rechtfertigende Glaube sei nichts anderes als das Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit, die um Christi willen die Sünden nachläßt, oder dieses Vertrauen allein sei es, wodurch wir gerechtfertigt werden, der sei ausgeschlossen.« Dies lehren wir in der evangelischen Kirche allerdings auch noch heute. Wir sind also ausgeschlossen, weil wir dies glauben. Wir sind und bleiben ausgeschlossen aus der Verbundenheit der römisch-katholischen Kirche seit Luthers Tagen, weil unser Herz daran hängt, daß der rechtfertigende Glaube nichts anderes ist als das Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit, die um Christi willen unsere Sünden erläßt. Dies Vertrauen allein ist es, wodurch wir vor Gott gerecht und gut werden. Dieser unser Widerspruch, den wir an dieser Stelle erneut anmelden, hängt für uns zusammen mit unserer Überzeugung, daß alles, was die Kirche lehrt, letzten Endes unmittelbar in der Heiligen Schrift begründet sein muß. Darum ist ja der wichtige Satz von der Autorität der Bibel für die Kirche als der Grundlage der apostolischen Überlieferung von so großer Bedeutung. Wir meinen, daß gerade in der Heiligen Schrift Grund genug dafür ist, zu sagen, daß es darauf ankommt, die Alleinherrschaft Jesu Christi in der Kirche und über die Welt unbedingt festzuhalten und sie nicht in Frage zu stellen, sei es durch Maria, sei es durch die Heiligen, sei es durch die Kirche oder auch durch den Papst. Hier haben wir unsere bleibende Frage, warum gerade Maria und der Papst für die Botschaft, die Leitung und die Frömmigkeit der Kirche eine so entscheidende Bedeutung haben. Wenn in der Bibel von Gnade geredet wird, sind wir überzeugt, daß Gnade nur dann Gnade ist, wenn sie schlechthin allein alles bewirkt. Darum fragen wir, ob durch die Bedeutung, die der Mitwirkung des Menschen hier zuteil wird, die Gnade noch ganz und ausschließlich reine, unverdientbare und unverdiente Gnade ist, so wie es Paulus im Neuen Testament uns am stärksten vor Augen gestellt hat. Es ist und bleibt eine der großen, auch im Ökumenischen Rat der Kirchen umstrittenen Fragen: Welche Bedeutung hat die Kirche für den Glauben? Unser Anliegen als evangelische Kirche war von der Reformation an bis heute, daß die Herrlichkeit Jesu Christi nicht durch die Kirche, ihre Einrichtungen, und ihre Art, wie sie sich in der Welt gibt, verdeckt werden dürfe. Wir bleiben bei dieser Überzeugung stehen, zumal wir wissen, daß es auch außerhalb des Pro-

testantismus in der Christenheit viele gibt, die ebenfalls der Meinung sind, daß es eine Gefahr für die Glaubwürdigkeit des Evangeliums ist, wenn sich die Kirche so in den Vordergrund stellt. Ja noch mehr: in der eigentlich kontroversen Lehrfrage geht es darum, welche Mittlerrolle die Kirche zwischen Gott und dem Christen einnimmt. Ob hier nicht der priesterliche Charakter des kirchlichen Amtes grundlegend in Frage gestellt werden muß, weil er zwischen Gott und den Menschen etwas stellt, was sie beide wieder auf eine eigentümliche Weise voneinander trennt. Die römisch-katholische Kirche steht seit der Reformation bis zum heutigen Tage vor uns als eine Kirche, die das Schwergewicht ihrer Aussagen, ihrer Frömmigkeit, ihrer Lehre und Theologie immer zu sehr von Gott auf den Menschen verlagert hat. Wir sehen gerade in der Lehre von Maria und der Bedeutung, die sie hat, in der Bedeutung, die die Kirche, der Papst und die Bischöfe haben, wie das alles das Schwergewicht zum Menschen hin verlagert, so daß wir um des Evangeliums willen sagen müssen, dies dürfe nicht sein, denn das Schwergewicht muß ganz und gar auf der Seite Gottes liegen.

Hierüber möchten wir miteinander neu ins Gespräch kommen. Wir müssen gerade die harten Dinge ganz deutlich sagen. Es hat keinen Zweck, die entscheidenden Fragen zu umgehen und zu sagen: »Seid nett zueinander, vertragt euch, denn so schlimm ist das ja alles gar nicht, was Verschiedenes von den Kirchen gelehrt wird.« Es geht eben doch um mehr als um einen guten Willen, das eine oder andere aufzugeben oder zu verändern. Es geht darum, was Gott uns Menschen in seinem Wort zum Heil geoffenbart hat. Und da stehen wir vor einer Reihe von Fragen, die es uns unmöglich machen, das Bekenntnis der Reformation aufzugeben. Wir möchten als evangelische Christen, als Kirche der Reformation nur dafür Zeugnis ablegen, daß nach unserer Überzeugung der entscheidende Inhalt der Heiligen Schrift, die entscheidende Wahrheit des Evangeliums in der Alleinwirksamkeit der Gnade Gottes zum Heil für die Rettung der Verlorenen allein im Glauben besteht, und daß deswegen die alleinige Herrschaft Jesu Christi in Kirche und Welt nur festgehalten werden kann, wenn man nicht »und«, sondern »allein« sagt. Diese reformatorische Wahrheit darf nach unserer Überzeugung in der Kirche Christi, in allen Kirchen der Welt nicht verloren gehen. Um sie muß nach unserer Meinung gekämpft werden. Sie muß, das ist sozusagen unser reformatorischer Auftrag, immer aufs neue ins Spiel gebracht werden in allen ökumenischen Dialogen. Hierüber muß entscheidend zwischen den Christen, vor allem zwischen den protestantischen und katholischen Christen der Welt, geredet werden, damit es zu einem neuen Zueinander kommen kann. An dieser Stelle geht es nicht nur um das Heil der Welt, es geht nicht nur um die Glaubensgewißheit der Menschen, sondern es geht auch um die Wahrheit des christlichen Zeugnisses, daß Gott in

seiner Offenbarung sich selbst uns gegeben hat zu seiner ewigen Verherrlichung. Darum steht über allem das Soli Deo Gloria — Gott gehört allein die Ehre. Darum geht es letzten Endes in dem Bekenntnis reformatorischen Glaubens. Hier ist der eigentliche Hintergrund aller Kontroverspunkte gegenüber der römisch-katholischen Kirche.

Ich möchte damit schließen, daß ich sage: Der Unterschied zu allem, was uns bisher die unüberwindlichen Schwierigkeiten gemacht hat, besteht heute doch nun darin, daß seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil der Gedanke des notwendigen, die Christen verbindenden Dialoges in den Vordergrund getreten ist. Wie nie zuvor haben wir angefangen, miteinander zu sprechen, wie nie zuvor erkennen wir die eigentlichen Schwierigkeiten, die zwischen uns vorhanden sind, aber wir entdecken auch überrascht, an wieviel Punkten wir, was wir nie gedacht hätten, übereinstimmen. Der Weg nach vorn ist jetzt also offen, und wir dürfen hoffen, daß in den nächsten 50 Jahren der Kirchengeschichte ein gewaltiger Schritt zueinander getan werden kann.

»Das ist in Summa Christi Meinung, daß es alles daran liege, und allein das soll der Christen Kunst sein, daß wir ihn recht kennenlernen und ausmalen von allen Gedanken, Wesen, Lehren und Leben, und was man vornehmen kann, und also an ihm allein hängen mit dem Glauben und von ganzem Herzen sagen: ich weiß nichts und will nichts wissen in göttlichen Sachen ohn allein von meinem Herrn Christo, der solls allein alles sein, was meine Seligkeit betrifft und zwischen mir und Gott zu handeln ist. Und ob ich wohl mancherlei Anfechtung und Widerstand habe vom Teufel, Welt und meinem eigen Gewissen, dazu den Tod muß drüber leiden, dennoch will ich dabei bleiben, leben und sterben. Das hieße denn, spricht er, mich recht gekennet und durch mich auch den Vater.«

Das 14. und 15. Kapitel S. Johannis durch D. MARTIN LUTHER gepredigt und ausgelegt. WA 45, 511.

LUTHER UND DIE MUSIK

Von Helmut Huchzermeyer

I

In dem umfangreichen Schrifttum über den Reformator Luther und neuerdings auch in den zahlreichen Veröffentlichungen zum 450. Jubiläum der Reformation wird Luther als Erneuerer der Kirche, Prediger des reinen Gottesworts, Schriftgelehrter, Übersetzer der heiligen Schrift, Lehrer unseres Volkes und Mitschöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache besonders herausgestellt und gewürdigt. Seine Leistungen sind hier unumstritten und allgemein bekannt. Daß der Reformator jedoch ein hervorragender Dichter *und* bedeutender Musiker gewesen ist, wird kaum erwähnt. Zwar kennt man ihn als Dichter von etwa 40 geistlichen und einigen weltlichen Dichtungen, aber seine Bedeutung als Schöpfer unsterblicher Melodien und Komponist und Bearbeiter von Weisen ist wenig bekannt oder wird nur ungenügend gewürdigt. Ja, zuweilen wird ihm sogar die Fähigkeit als schöpferischer Musiker abgestritten. Und in manchen Gesangbüchern wird er nicht einmal bei den Liedern, deren Melodien unzweifelhaft von ihm stammen, als Komponist angezeigt. Erst die neuere Forschung hat hier Wandel geschaffen und dargelegt, daß Luther seine große dichterisch-musikalische Begabung in den Dienst von Gemeinde und Kirche eingesetzt hat und gerade durch seine mitreißenden Lieder, durch das Zusammenwirken von Worten und Weisen der neuen Lehre ebensoviele Anhänger gewonnen hat, wie durch seine Schriften und Reden. So ist es wohl durchaus berechtigt, das Verhältnis Luthers zur Musik einmal wieder zu behandeln und neben seiner Bedeutung als »Vater des Deutschen Evangelischen Kirchenlieds« auch seine Bedeutung für die geistliche Musik, ja, für die Musik überhaupt zu würdigen.

2

Luthers Vater, der aus bauerlichem Hause stammte und als einfacher Bergmann in Eisleben und später in Mansfeld lebte, konnte nur mit großen Einschränkungen seine zahlreiche Familie ernähren. Und es ging bei der Erziehung der Kinder sehr streng zu. Aber dennoch wurde in Luthers Elternhause viel und gern gesungen. So wurde Martin Luthers echte und tiefe Liebe zur Musik schon früh geweckt, und er wurde mit den zahllosen Volksliedern und Tanzweisen seiner sangesfrohen thüringischen Heimat vertraut. Als er dann die Mansfelder Schule besuchte, bereitete ihm der Gesangunterricht, in dem auch mehrstimmige Lieder in lateinischer und deutscher Sprache

einstudiert wurden, eine besondere Freude. Um seinem Sohne eine bessere Schulbildung geben zu lassen, schickte sein Vater ihn für ein Jahr auf die Domschule zu Magdeburg und anschließend auf die Stadtschule zu Eisenach. Mit den geringen Geldmitteln, die Luther von seinem Vater bekam, konnte er an beiden Orten die Kosten seines Haushalts und Schulbesuchs nicht bestreiten und mußte sich nach der bei armen Schülern üblichen Weise durch Kurrendesingen sein Brot verdienen. Mit einem Schülerchor zog er in der Stadt und in den Dörfern von Haus zu Haus und sang vor den Türen den sogenannten Brotreigen, um kleine Gaben zu empfangen. Diese Sängerknaben erhielten eine gründliche Gesangsschulung, sie wurden eingeführt in die Welt des gregorianischen Gesanges und sangen ein- und mehrstimmige geistliche Kompositionen. Um die Weihnachtszeit stimmten sie auf den Dörfern vierstimmige Lieder an, mit denen man die Geburt des Jesuskindes in Bethlehem zu besingen pflegte. In dieser notvollen Zeit nahm ihn Frau Ursula Cotta, die fromme, kinderlose Frau eines sehr angesehenen und reichen Eisenacher Bürgers, in ihr Haus auf; denn der Knabe war ihr wegen seiner wohl lautenden Stimme und seines »herzlichen Betens« aufgefallen. Nun konnte der Knabe, unbeschwert von Sorgen, dem angeborenen Frohsinn seiner Natur freien Lauf lassen und die Freuden der Schülerzeit genießen. Wegen seiner vortrefflichen Anlagen zur Musik ließ Frau Cotta ihn im Flötenspiel unterrichten. Auch im Lautenspiel erlangte er damals schon einige Fertigkeiten. Vier Jahre lang genoß Luther auf der Eisenacher Lateinschule, in der ein freier, humaner Geist regierte, einen förderlichen Schulunterricht. Uns interessiert hier nur die musikalische Bildung, die Luther dort erhielt. Man sang in der Eisenacher Schule viele Psalmen und christliche Lieder in lateinischer, daneben auch eine gewisse Anzahl von geistlichen Liedern in deutscher Sprache. Diese wurden vor allem bei den Festzeiten angestimmt. Luther nennt sie »feine Lieder« und griff später bei seinen Reformen auf dem Gebiete des Kirchengesanges auf sie zurück. Unter diesen Liedern, die auch die Kurrende sang, finden wir das Weihnachtslied »Ein Kindelein so löblich«, die Osterleis »Christ ist erstanden« und den Pfingstgesang »Nun bitten wir den heiligen Geist«.

Da Luthers Vater es inzwischen zu einigem Wohlstand gebracht hatte und sogar Mitbesitzer zweier Erzgruben geworden war, konnte er seinen Sohn nun zum Studium auf die Universität Erfurt schicken. Diese nahm unter den deutschen Hochschulen damals eine hervorragende Stellung ein. Hier konnte Luthers musikalische Weiterbildung in besonders erfolgreicher Weise seinen Fortgang nehmen. Da er nach dem Wunsche des Vaters die Rechtswissenschaft studieren wollte, mußte er sich zuvor mit den sieben »freien Künsten« beschäftigen. Erst nach erfolgreicher Absolvierung dieser Vorstufe hatte man das Recht, sich dem Studium in den höheren Fakultäten

zuzuwenden. Unter diesen sieben Artes liberales nahm die Musik eine gewichtige Stellung ein. Und gerade an der Universität Erfurt wurde sie ganz besonders gepflegt.

Luther hatte nach dem Stimmbruch eine nicht besonders kräftige, aber angenehme Tenorstimme bekommen. Beim Singen begleitete er sich auf der Laute. Auf diesem Instrument hatte er es zu einer großen Fertigkeit bringen können. Denn als er infolge einer langwierigen Beinverletzung das Haus nicht verlassen konnte, hatte er die erzwungene Mußezeit dazu benutzt, sich eingehender mit dem Lautenspiel zu beschäftigen. Er war nicht nur imstande, eine improvisierte Begleitung zum Gesang zu geben, sondern auch mehrstimmige Vokalkompositionen in geschickter Weise auf sein Instrument zu übertragen. Hierüber liegen Berichte und Zeugnisse seiner Freunde und Zeitgenossen vor.

Die Laute war im 15.-17. Jahrhundert das beliebteste und allgemein gebräuchliche Hausinstrument und nahm etwa die Stelle des heutigen Klaviers ein. Sie begleitete im Gottesdienst den Gesang, wenn eine Orgel fehlte oder nicht in spielbarem Zustand war. Auch bei häuslichen Andachten übernahm sie die Begleitung des religiösen Liedes. Sie erklang bei weltlichen Festen zu Lied und Tanz. Sie diente außerdem als Soloinstrument und stellte an den Spieler hohe, oft sogar höchste Anforderungen.

Auf der Universität Erfurt erhielt Luther eine solide Unterweisung in der praktischen Musikübung. Zugrundegelegt wurden die Lehren der Musiktheoretiker J. Gerson, Joh. de Muris und Joh. Tinctoris. Außerdem lernte er die spätmittelalterliche aristotelische Musikauffassung kennen. Auch in der Komposition wurde er ausgebildet und beherrschte die Regeln des mehrstimmigen Satzes. Eine von ihm vertonte mehrstimmige Dido-Klage (nach Vergil), die später noch im Lutherhaus beim häuslichen Musizieren gesungen wurde, ist wohl ein Werk dieser Zeit und seiner intensiven Beschäftigung mit der Welt der Antike zu verdanken.

Luther muß sich in Erfurt auf dem Gebiet der Musik und der Philosophie besonders ausgezeichnet haben; denn der Humanist Crotus Rubianus, der zur Zeit Luthers ebenfalls in Erfurt studierte, weiß zu berichten, daß Luther sich als gelehrter Musiker und Philosoph unter seinen Genossen einen Namen gemacht habe. Durch seinen plötzlichen Eintritt ins Augustinerkloster hörte seine musikalische Ausbildung und Betätigung nicht auf. Im Gegenteil, er erwarb sich durch seine aktive Mitwirkung beim priesterlichen Altargesang eine noch vertiefere und umfassendere Kenntnis der Gregorianik als bisher. Das theologische Studium machte ihn mit der Musikauffassung mancher Kirchenväter, wie des Thomas von Aquin und vor allem des Augustinus, bekannt. Als Augustinermönch kam er naturgemäß in eine besonders enge Verbindung mit Augustins Musikanschauung.

Als Luther als Universitätsdozent nach Wittenberg kam, war er, wie aus den vorigen Ausführungen deutlich hervorgeht, ein »praktisch und theoretisch völlig durchgebildeter Musiker«, der es an Kenntnissen wohl mit den Fachleuten aufnehmen konnte (H. Abert). Dies kam ihm bei seinem reformatorischen Werk bei der Neuordnung des Gottesdienstes und des Bildungswesens sehr zunutze.

3

Mit der Neueinrichtung des Gottesdienstes begann er gleich nach seiner Rückkehr von der Wartburg im Jahre 1522. In seiner »Formula missae et communionis« (1523) äußerte er sich zuerst über die Umbildung der römischen Messe zum evangelischen Hauptgottesdienst mit Abendmahlsfeier und gab die Richtlinien dafür an. Für die liturgischen Teile wollte er die lateinische Sprache vorerst beibehalten. Jedoch sollte man sich bei der Predigt und den Schriftlesungen der deutschen Sprache bedienen. Der Aufbau der katholischen Messe wurde in der »Formula missae« noch weitgehend beibehalten. Luther wollte nur die »notwendige christliche Reinigung« mit den Besserungen im evangelischen Sinne vornehmen. Die Gemeinde war am Gesang wenig beteiligt; dieser war im großen und ganzen eine Angelegenheit des Liturgen und des Chors geblieben. Die Gläubigen sollten aber nach dem Graduale, Sanctus und Agnus dei Lieder in deutscher Sprache singen.

Für die Folgezeit wichtiger ist die musikalische Fassung, die der Reformator seiner Gottesdienstordnung aus dem Jahre 1526 gegeben hat. Er bewahrte zwar auch hier die Urform des christlichen Gottesdienstes, nahm aber stärkere Eingriffe in den Aufbau der Liturgie vor. In der »Deutschen Messe« behielt auch der gregorianische Gesang einen Platz. Es ist besonders hervorzuheben, daß die Altargesänge, die Einsetzungsworte nach der Konsekration nach Text und Melodie völlig neu von Luther selbst geschaffen sind. Ebenfalls das »Deutsche Sanctus« (Jesaja, dem Propheten, das geschah), ein Ersatzlied für das Sanctus. Überall sehen wir seinen Grundsatz gewahrt: »Es muß beides, Text und Noten, Akzent, Weise und Gebärde aus rechter Muttersprache und Stimme kommen. Sonst ist alles ein Nachahmen, wie die Affen tun« (»Wider die himmlischen Propheten«). Die Eindeutschungen bezogen sich also auch auf die Musik. Der Chor wirkte mit mehrstimmigen Liedgesängen mit. Die Nebengottesdienste Matutin, Vesper und Komplet wurden dem Schülerchor zuliebe in ihrer wesentlichen Form beibehalten und neben Psalmen und Hymnen mit Gesangstücken (Magnifikat, Tedeum und Litanei) ausgestaltet.

Auf Luthers persönlichen Wunsch hatte der Kurfürst von Sachsen ihm als musikalischen Berater und Helfer bei der Ausarbeitung des Entwurfs der

»Deutschen Messe« zwei Berufsmusiker aus Torgau, den Kantor Johann Walter und den Kapellmeister Konrad Rupsch, nach Wittenberg gesandt. Es wird berichtet, daß Walter sogar drei Wochen in Wittenberg in enger Zusammenarbeit mit dem Reformator tätig war, bis die erste deutsche Messe am 29. Oktober 1525 in der dortigen Pfarrkirche gesungen war. Joh. Walter blieb auch in der Folgezeit Luthers getreuester Helfer. Er hat sich um die Entwicklung des protestantischen Kirchengesanges große Verdienste erworben. Er hatte schon früh Luthers Bedeutung erkannt und pries seine »hohe Musikalität und sein geniales Sprachempfinden«.

4

In der Deutschen Messe gab Luther dem Gemeindegesang seine alte, wichtige Stellung wieder; denn die Aufgabe des Chors sei ursprünglich der Gemeinde zugedacht gewesen. So sollten zu jedem Teil der Messe ein Gemeindelied und deutsche Psalmen (passend nach dem Kirchenjahr) erklingen und die Gemeinde im Gottesdienst aktiv durch betendes Singen mitwirken. Durch den lateinischen Gesang des Kleriker-Chors waren die Gläubigen bisher von der Mitwirkung ausgeschlossen geblieben. Das Bedürfnis nach Kirchenliedern in deutscher Sprache war allerdings schon lange vorhanden gewesen. Dies zeigen die geistlichen Volkslieder, die das Volk vor allem bei Wallfahrten, Bittgängen, Heiligenfesten ebenso bei geistlichen Spielen, anzustimmen pflegte. Doch der Gesang eines deutschen Liedes in der Kirche war nur in Ausnahmefällen gestattet. Nach langem Widerstande wurde als einziges rein deutsches Lied die bereits aus dem 12. Jahrhundert stammende Osterleis »Christ ist erstanden« in die Zahl der kirchlichen Gesänge aufgenommen. Außerdem erlaubte man den Gläubigen, Mischlieder in lateinischer und deutscher Sprache im Wechsel mit dem Priester oder dem Chor zu singen. Das bekannteste Beispiel hierfür ist das Weihnachtslied »In dulci jubilo, nun singet und seid froh«. Es wurde schon erwähnt, daß Luther bestrebt war, das Gemeindelied zum festen Bestandteil der Liturgie zu machen und wie in den Zeiten der Apostel die Gläubigen durch ihren Gesang wieder im Gottesdienst selbst tätig werden zu lassen. Allerdings fehlte es zu diesem Zweck an Liedern. Deshalb richtete Luther einen dringenden Appell an die deutschen Dichter, fromme geistliche Lieder zu dichten, die geeignet seien, in der Messe neben dem Graduale, dem Sanctus und Agnus Dei gesungen zu werden oder sogar an deren Stelle zu treten. Seine Freunde forderte er ebenfalls zur Mitarbeit auf. Sie sollten Übertragungen von Psalmen in deutsche Liedformen versuchen. Wenngleich seine Aufforderung an die deutschen Dichter nicht den gewünschten Erfolg hatte, so gewann er doch eine Reihe von musikverständigen Freunden zu Mitarbeitern an seinem Werk. Zunächst aber mußte er seine eigene dichterisch-musikalische Be-

gabung in den Dienst von Gemeinde und Kirche einsetzen. So wurde er der »Vater des Protestantischen Chorals«. Der Name Choral ist eigentlich fehl am Platze, da man in der alten Kirche darunter den gregorianischen Altargesang der Priester verstand. Er hat sich aber allgemein eingebürgert. In diesem Zusammenhang ist weniger von Luther als dem *Dichter* von Kirchenliedern zu reden, als vielmehr ihn als den Erfinder der dazugehörigen Melodien zu würdigen und seine Beteiligung am Entstehen neuer Liedmelodien und an der Bearbeitung überlieferter Weisen zu zeigen. Die ersten Lutherlieder mit Noten waren bereits im Jahre 1523 durch Liederblätter verbreitet worden. Man kann sich die Wirkung und die Schnelligkeit, mit der diese Lieder bekannt wurden, nicht groß genug vorstellen. Allenthalben wurden sie mit ungeheurer Begeisterung gesungen.

Nun erschienen im Jahre 1524 drei Gesangbücher: das sogenannte Achtliederbuch, das 4 Lieder von Luther enthält, die beiden Erfurter Enchiridien mit jeweils 18 Liedern von ihm und schließlich das Chorgesangbuch von Joh. Walter mit 24 Lutherliedern. Später erschienen weitere Gesangbücher. Aber erst das Babstsche Gesangbuch vom Jahre 1545 enthält sämtliche 37 Kirchenlieder des Reformators. Nicht alle seine Lieddichtungen sind von gleichem Wert. Luther dachte beim Dichten (ebenso wie die Meistersinger) in erster Linie an das Singen seiner Verse, nicht an den gesprochenen Vortrag. So hat bei ihm das Silbenzählen den Vorrang, und die oft unvollkommene und in den einzelnen Strophen wechselnde Akzentuierung der Worte ist ihm weniger wichtig. Man sollte daher auch im heutigen Gemeindegesang die alten Lieder, bei denen dieses Prinzip angewandt ist, ohne Textveränderung mit »entsprechend schwebendem Vortrage« singen (H. J. Moser).

Die Mehrzahl der Lutherlieder ist noch heute lebendig und in Gebrauch. Inhaltlich umfassen die Lieder das ganze Kirchenjahr und das gesamte Christenleben. Luther hält sich in seinen Dichtungen bewußt an die vorreformatorische Überlieferung, er wollte keine neuen Lieder in die Kirche einführen, sondern die alten wertvollen Gesänge erhalten. In 32 Liedern lehnt er sich an ältere Vorlagen an. Zunächst dichtete er Lieder im Anschluß an alt- und neutestamentliche Bibelstellen - insbesondere die Psalmen - und an die Stücke des Katechismus. Sodann ist als wichtige Quelle der gregorianische Choralgesang zu nennen. Hier haben ihn alte liturgische Gesänge bzw. Wechselgesänge, Hymnen und Sequenzen zur Übertragung in die deutsche Sprache und zu Weiterdichtungen angeregt. Darunter befinden sich auch einige Sequenzen, die teilweise schon vom Volk verdeutscht waren. Schließlich hat Luther das geistliche wie weltliche Volkslied zu dichterischem Schaffen inspiriert. Hierzu gehören die sogenannten Leisen. Manch' schöne, allbekannte Melodie eines weltlichen Liedes wurde von ihm

mit einem neuen geistlichen Text versehen. Diesen alten Brauch, einen weltlichen Text durch einen geistlichen zu ersetzen, nennt man Kontrafaktur. Da bis ins 17. Jahrhundert noch kein Gegensatz zwischen geistlicher und weltlicher Musik bestand, konnte man dieses Verfahren ohne weiteres anwenden. Umgekehrt konnte man ebenfalls eine geistliche Liedmelodie mit einem weltlichen Text versehen. Als Begründung für die Kontrafaktur in seinem Schaffen sagt Luther, er wolle die weltlichen Lieder ihrer profanen Texte »entkleiden, ihnen die schöne Musica abstreifen und sie dem lebendigen heiligen Gotteswort anziehen, dasselbe damit zu singen, zu loben und zu ehren«. Ein Beispiel für die Kontrafaktur ist sein Kinderlied auf Weihnachten »Vom Himmel hoch, da komm ich her«, das er für seine Kinder geschaffen hat. Hier übernahm Luther zunächst die Weise und die erste Strophe eines alten Kränzelliedes »Aus fremden Landen komm' ich her«. Der Text ist im Weihnachtslied entsprechend verändert. Als das Lied auch in den kirchlichen Gottesdienst Eingang fand, komponierte Luther eine eigene Weise dazu, die bis zum heutigen Tag gebraucht wird und vorzüglich zu den Worten des Textes paßt.

5

Zu den Originalliedern, die nicht auf irgendwelche ältere Dichtungen zurückgehen, gehört das Lied, das er auf den Tod der beiden evangelischen Blutzweigen Heinr. Voes und Joh. Esch spontan anstimmte und dessen Melodie auch dem Reformator zuerkannt wird. Mit diesem balladenartigen Volkslied setzte überhaupt seine Tätigkeit als Liederdichter ein. Als unzweifelhafte Schöpfung Luthers wird auch die lydische Weise zu »Jesaja, dem Propheten, das geschah« angesehen. Dies Lied wurde, wie bereits erwähnt, 1526 als »Deutsches Sanctus« in die Messe übernommen. Ferner ist »Aus tiefer Not« mit seiner ursprünglichen lydischen Weise zu nennen, die H. J. Moser als »Meisterwerk« bezeichnet. Später wurde die luthersche Weise leider durch eine leichtere aber flachere von M. Greitter abgelöst. Eine - heute verschollene - eigenhändige erste Melodieaufzeichnung von dem Liede »Vater unser im Himmelreich«, die noch im Faksimile vorliegt, zeigt uns deutlich, wie der Reformator an der Melodie gearbeitet, wie er einzelnen Teilen vor der Veröffentlichung immer wieder eine neue Fassung gegeben hat. Hier wird uns also ein Einblick in seine Schaffensweise ermöglicht. Allerdings scheint er diese Melodie nicht für besonders gelungen gehalten zu haben, da er sie gar bald durch eine neue Weise ersetzt hat. Die sehr schönen Melodien zu »Nun freut euch, lieben Christen g'mein« und »Mit Fried und Freud ich fahr dahin« sind Luther zuzuschreiben. Schließlich ist sein kraftvolles Schutz- und Trutzlied »Ein feste Burg« in Wort und Ton seine ureigenste Schöpfung. Textlich ist es nicht unter die Psalmen-

Nachdichtungen zu rechnen, es gehört vielmehr zu den völlig unabhängigen freien Dichtungen. Die Überschrift Ps. 46 kann nur als Bezeichnung der Grundhaltung des Liedes, der festen Glaubenszuversicht, gelten. Wort und Weise passen hier vorzüglich zusammen, so daß sie ein untrennbares Ganzes sind. Sie sind eine Schöpfung aus einem Guß. Luther hat hier mit genialer Einfallskraft sein Meisterwerk geschaffen. Anklänge an den römischen Meßgesang sind zwar in der Melodie vorhanden, denn die Tonfolgen des alten Meßgesangs waren Luther voll und ganz vertraut. Er lebte in dieser Welt der Gregorianik. Hier aber ist die Melodie gewissermaßen aus der Melodie der Sprache erwachsen, und es liegt kein Zusammensetzen von Motiven und Teilchen aus älteren Quellen vor. Interessant ist die Tatsache, daß die ältesten Bearbeitungen dieser Melodie den Cantus firmus nicht - wie meist üblich - dem Tenor, sondern dem Baß zuweisen, indem so die Liedweise gleichsam das starke Fundament bildet, auf dem der feste Glaube wie eine »feste Burg« ruht. Auch die F-jonische Weise zu dem Liede »Wohl dem, der in Gottes Furcht steht«, im Walterschen Chorgesangbuch stammt von Luther. Im Erfurter Gesangbuch von 1524 war dieser Nachdichtung des 128. Psalms eine andere Melodie beigegeben. Von H. J. Moser (Kleine deutsche Musikgeschichte) werden Luther außer den angeführten noch zehn Weisen zu seinen Lieddichtungen zuerkannt, unter denen sich wahre Perlen befinden. Weitere Melodien stammen mit hoher Wahrscheinlichkeit von ihm, lassen sich aber nicht mit völliger Sicherheit als originale Schöpfungen nachweisen. Bei einzelnen könnte man die Mitarbeit seines musikalischen Helfers Joh. Walter vermuten. Verschiedene Melodien sind unverändert oder mit den notwendigen Anpassungen an den gebesserten oder verdeutschten Text aus dem mittelalterlichen geistlichen und weltlichen Liedgut übernommen worden. Oder es wurden ganz neue Liedtypen nach Meistersingerart im Anschluß an bestimmte alte Liedtypen geschaffen, wobei teils liturgische Motive oder feststehende Modelle und Melodiefloskeln, teils auch charakteristische Anfänge und Schlüsse von Melodien benutzt und weiterverarbeitet wurden. Es handelt sich also hier nicht um ein Neuerfinden von Melodien, sondern um eine künstlerische Neugestaltung, wobei schon Vorhandenes verwendet und mit Eigenem verschmolzen wird. Dieses »Neuschaffen mit altem Material« war im Mittelalter selbstverständlicher Usus, und Luther war Meister dieser Schaffensweise. Doch immer schuf er mit höchster Gestaltungskraft ein einheitliches, eindrucksvolles und vollkommenes Ganzes.

Man kann Luthers Liedschöpfungen ohne Bedenken als »vollendet geschlossene Wort-Ton-Einheiten« bezeichnen. Es verbindet sich volkstümliche Schlichtheit mit großer Ausdruckskraft zu eindrucksvollen Offenbarungen religiöser Empfindungen. Die Melodien sind nach ihrer Abhängigkeit von älteren musikalischen Quellen teils als kirchentonal, teils als volkstüm-

lich jonisch (d. h. als Durweisen) zu bezeichnen. Sie sind oft absteigend und gehen nicht über den Umfang einer Oktave hinaus. Da sie in Abschnitten von mehreren Takten - im Wechsel von vierteiligem oder dreiteiligem Takt - gegliedert sind, sind sie rhythmisch oft abwechslungsreich. Dieser rhythmische Wechsel ist dem Volkslied eigen.

6

Luther war nun nicht nur ein eifriger Freund und Förderer des Volksgesangs, sondern auch ein begeisterter Anhänger und Pfleger der Tonkunst im eigentlichen Sinne. Er selbst hatte eine Reihe von Kompositionen geschrieben: das schon erwähnte »Deutsche Sanctus«, das als »eine der größten Melodieschöpfungen« Luthers bezeichnet wird, ferner die Motette »Non omnis moriar«, für 4 Stimmen gesetzt, und der 64. Psalm, ebenfalls vierstimmig in der Aussetzung nach dem 1. Psalmton. Schon diese Werke beweisen, daß er es durchaus verstand, einen guten, vierstimmigen Satz im Stile kontrapunktischer Verarbeitung zu schreiben. Wie in seiner Studentenzeit, so erfreute sich Luther auch in Wittenberg im Kreise seiner Familie beim Mahle und nach Tisch an Gesang, Musik und geistreichen Gesprächen. Bei diesen Hausmusiken wurden weltliche und geistliche Werke zahlreicher bedeutender Komponisten in lateinischer Sprache gesungen. Höchstwahrscheinlich waren Luther die Werke aller bekannten Meister vor und nach 1500 bekannt. Ganz besonders schätzte er die Motetten des Niederländers Josquin Desprez, von dem er sehr schön sagte: »Josquin ist der Noten Meister, die habens machen müssen, wie er wollte; die anderen Sangesmeister müssens machen, wie es die Noten haben wollen.« Außerdem bevorzugte Luther die Werke von Ludwig Senfl, der seit 1523 in München als Hofkomponist und Kapellmeister des Herzogs Wilhelm lebte. Mit Senfl stand der Reformator in brieflichem Gedankenaustausch über musikalische Fragen. Obwohl Senfl - schon wegen seiner Stellung beim Bayernherzog - an der alten Kirche festhielt, blieb er dem Reformator freundschaftlich zugehen, und nicht gering ist seine Bedeutung für die evangelische Kirchenmusik.

Man sang im Lutherhaus aus Stimmbüchern, sogenannten Parties, denn Partituren waren damals noch nicht in Gebrauch. Es wird nun berichtet, daß, als die Sänger bei einer Motette von Josquin Desprez zweimal an der gleichen Stelle infolge eines groben Fehlers herauskamen, Luther beim Vergleich der Stimmbücher sofort in einem Stimmbuch das Fehlen von drei Takten herausfand und in der Lage war, die Takte mit eigenen Noten zu ergänzen.

Luther hatte bereits 1524 seinen Freund und getreuen Helfer in musikalischen Dingen, Joh. Walter, zur Abfassung des »Wittenbergisch Geistlichen Gesangbüchleins« veranlaßt, das einen großen Erfolg gefunden hatte. Es

enthielt 30 Lieder in mehrstimmigen, figuralen Sätzen. Dieses Gesangbuch war also für den Chorgesang bestimmt. Walters Satz ist hier noch in der alten Musikpraxis verwurzelt, wo der Cantus firmus in einer Mittelstimme - meist im Tenor - lag und die übrigen Stimmen in kontrapunktisch-figurierter Weise die Begleitung dazu bildeten. Joh. Walter gab aber auf Initiative Luthers der im allgemeinen komplizierten, sehr kunstvollen Kompositionsform eine klarere, einfachere Form. Auch in den kirchlichen Kompositionen des Josquin Desprez sind schon Ansätze zu schlichterer Schreibweise und eine gewisse Vorliebe für einfachere Rhythmen und getragene Harmonien neben kunstvollen kontrapunktischen Werken zu finden.

Luther sagt treffend in seiner schönen Lobrede auf die Polyphonie (1538): »Wo die natürliche Musica durch die Kunst geschärft und poliert wird, da erkennt man erst mit großer Verwunderung die große und vollkommene Weisheit Gottes in seinem wunderbarlichen Werk der Musica, in welcher vor allem das seltsam und wohl zu verwundern ist, daß einer die einfachste Weise oder Tenor hersinget, neben welcher drei, vier oder fünf andere Stimmen auch gesungen werden, die um solch einfache Weise oder Tenor gleich als mit Jauchzen rings herum spielen und springen und mit mancherlei Art und Klang dieselbe Weise wunderbarlich zieren und schmücken und gleichwie einen himmlischen Tanzreigen führen, freundlich einander begegnen und sich Herzen und lieblich umfangen . . .«

Walters Choralwerk war nicht für den Gemeindegesang, sondern - wegen seiner motettenhaften Gestaltung - für den Chorgesang, und zwar für Schülerchöre, bestimmt, die dadurch eine erhöhte Bedeutung erhielten. Luther sagt in der Vorrede zu Walters Gesangbuch, die pädagogische Tendenz der Sammlung betonend: »Demnach hab ich auch . . . etliche geistliche Lieder zusammenbracht, das heilige Evangelium, so jetzt von Gottes Gnaden wieder aufgangen ist, zu treiben und in Schwang zu bringen . . . Und sind dazu auch in vier Stimmen bracht, nicht aus andrer Ursache, denn daß ich gerne wollte die Jugend, die doch sonst soll und muß in der Musica und anderen rechten Künsten erzogen werden, etwas hätte, damit sie der Buhlieder und fleischlichen Gesänge los werde und an derselben Statt etwas Heilsames lernete und also das Gute mit Lust, wie den Jungen gebühret, einginge. Auch daß ich nicht der Meinung bin, daß durchs Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen . . . , sondern ich wollte alle Künste, sonderlich die Musica, gerne sehen im Dienste des, der sie geben und schaffen hat . . .«

In der Reformationszeit und auch noch im 17. Jahrhundert sang man stets die Lieder als Ganzes. Aber man ließ nur selten die Gemeinde sämtliche Liedstrophen singen, sondern teilte sie zwischen Gemeinde, Chor und Orgel auf. Der Gemeindegesang war dabei stets einstimmig und unbegleitet. Die Begleitung durch die Orgel war zu Luthers Zeit noch nicht üblich. Sie begleitete den mehrstimmigen Chorgesang, der oft aber auch a capella sang, oder sie übernahm selbständig einzelne Liedstrophen und bot gelegentlich kurze, meist improvisierte Präludien, Intonationen und Postludien.

Luther erkannte das hohe sittliche Ethos, die ordnende, gemeinschaftsbildende Macht der Musik und hat ihr in seinem reformatorischen Werke eine hervorragende Stellung eingeräumt. Er gibt ihr nach der Theologie, mit der sie nach seinen Worten untrennbar verbunden ist, den nächsten Platz. Er schreibt einmal an Joh. Walter: »Wenn ich nicht Theologus wäre, so möchte ich am liebsten Musicus sein.« Viele Aussprüche und schriftliche Zeugnisse bekunden seine hohe Auffassung von der Tonkunst. Sie ist ein Geschenk Gottes und macht die Traurigen fröhlich, die Fröhlichen traurig. Sie gibt den Verzagten Kraft und Stärke und bessert die wankelmütigen und sündhaften Menschen und überwindet die Macht des Teufels. Sie führt die Musikausübenden sowie die Hörer zu Gott hin. Besonders in Verbindung mit dem Bibelwort bringt sie das Lob Gottes und seiner Schöpfung zum Ausdruck. Die Musik ist Bekenntnis, Verkündigung und Lehre des Gottesworts zugleich.

Luthers schöpferische Leistungen auf dem Gebiet des protestantischen Chorals können gar nicht hoch genug angesehen werden. Nur philologische Vermessenheit konnte ihm musikalische Schöpferkraft aberkennen. Der ehemalige Thomaskantor Karl Straube schreibt in einem Brief (vom 20. 9. 1918) an Dr. W. Gurlitt über den Stil der protestantischen Musik des Reformationszeitalters unter anderem über Luthers Choralmelodien: »Diese großen Melodien sind so etwas ganz anderes als die gesamte übrige Musik der Zeit, daß ich allein schon aus diesem Grunde von der Autorschaft Luthers fest überzeugt bin. Philologisch kann ich es nicht nachweisen, aber für jeden geistig Wissenden kann ein Zweifel darüber nicht bestehen.«

Und Friedrich Blume schreibt über das evangelische Kirchenlied (Geschichte des ev. Kirchenliedes): »Das ist eben der entscheidende Grundsatz des evangelischen Liedes, daß es selbst Schriftwort, nicht dessen Ersatz, daß es Bestandteil der Liturgie, nicht dessen Anhängsel ist. - Ähnlich dem Ritualgesang der katholischen Kirche, der die gregorianischen Melodien zu Urbestandteilen der Liturgie, gleichwertig ihren Texten erhob, gewannen die evangelischen Liedmelodien sehr schnell den Rang liturgischen, unverlierbaren und unberührbaren, dem Zugriff des einzelnen entzogenen Erbgutes.«

Luthers Lieder geben in ihrer Tiefe und Schlichtheit des Ausdrucks, ihrer Herbheit und strengen Form, verbunden mit einer einzigartigen Harmonie in Vers- und Strophenbau, Sprache und Melodie, das bestimmende Maß ab für das evangelische Kirchenlied aller Zeiten. Die aus dem gewaltigen Schatz des protestantischen Chorals erwachsene evangelische Kirchenmusik hat über alle Grenzen der Konfessionen und der Länder hinaus eine Generation nach der anderen ergriffen und viele Komponisten in ihrem Schaffen entscheidend beeinflußt. Man könnte zahlreiche Namen von Komponisten aus alter und neuer Zeit, aus dem Inlande wie auch dem Auslande, nennen, in deren Werken die Kraft und der Einfluß des lutherischen Kirchenliedes deutlich zu verspüren sind. Hier soll nur *der* Meister Erwähnung finden, dessen kirchenmusikalischen Werke alle anderen dieser Art überragen. In Johann Sebastian Bachs Schöpfungen ist der von Luther so sehr geschätzte Stil kontrapunktischer Verarbeitung in einmaliger Meisterschaft angewandt und bis heute noch lebendig. Ohne Luthers reformatorisches Werk, sein Bibelwort und seine Schöpfungstat auf dem Gebiet des Protestantischen Chorals sind seine gewaltigen Werke, vor allem seine Passionen, Kantaten und Orgelchoräle nicht denkbar. Bachs Künstlergestalt ist »durch und durch lutherisch«. Von ihm ziehen sich dann die Fäden über die Wiener Klassiker, die Romantiker bis zu den jüngsten Modernen. Gerade in heutiger Zeit ist in der evangelischen Kirchenmusik eine Rückbesinnung in Gemeindegottesdienst und Liturgie auf die Quellen der Reformationszeit und ein Anlehnen an die alten Formen deutlich zu erkennen. Jedoch nicht allein für die Kirchenmusik im besonderen und für die deutsche Musik im allgemeinen, sondern auch für die Musik überall in der Welt ist das Luthertum von höchster Bedeutung.

»Der schönsten und herrlichsten Gaben Gottes eine ist die Musika. Der ist der Satan sehr feind, damit man viel Anfechtungen und böse Gedanken vertreibt. Der Teufel erharret ihr nicht. Musika ist der besten Künste eine. Die Noten machen den Text lebendig. Sie verjagt den Geist der Traurigkeit, wie man am Könige Saul sieht.

Musika ist das beste Labsal einem betäubten Menschen, dadurch das Herze wieder zufrieden, erquickt und erfrischt wird.

Die Musika ist eine schöne, herrliche Gabe Gottes und nahe der Theologie. Ich wollt mich meiner geringen Musika nicht um was Großes verzeihen. Die Jugend soll man stets zu dieser Kunst gewöhnen, denn sie macht feine und geschickte Leute.«

LUTHERS Tischreden. WA Tr Seite 490.

DAS LIED IN DER GESCHICHTE

In memoriam: Johann Rist, Jochen Klepper, Rudolf Alexander Schröder

Von Kurt Ihlenfeld

Über Jubiläen walten Gesetz und Zufall gleichermaßen. Die drei Namen, die in diesem Aufsatz erscheinen, verbinden sich plötzlich durch die 300., 25. und 5. Wiederkehr des Todestages ihrer Träger - aber auch durch deren gemeinsame Bedeutung als Kirchenlied-Dichter. Im evangelischen Kirchengesangbuch sind alle drei vertreten: Rist mit acht, Schröder mit fünf, Klepper mit vier Liedern. Anders als Spitta oder Gellert fanden sich diese drei Dichter in wilde, katastrophale Zeitläufe geworfen, deren Widerhall auch in ihren Liedern spürbar ist. Bei Rist mit konkretem Bezug auf Krieg und Pest und sonstige Gefahren - er hat in seinem Wedeler Pfarrhaus manche Plünderung über sich ergehen lassen müssen -, bei Schröder und Klepper mehr als Ton und Stimmung. Das »Donnerwort« Ewigkeit, von welchem Rists stärkstes Gedicht handelt, hat allen dreien in die Ohren und Herzen geläutet. Möglicherweise sind es doch die Kirchenlieder, die im letzten Krieg entstanden und ihn überdauerten, und nicht Zeitgedichte aller Art, wovon in Zukunft immer noch Zeugnis und Wirkung ausgehen wird: Kleppers »Kyrie« setzt seinen Weg auch heute noch so tapfer fort wie es ihn damals, 1938, begonnen hat. Der Erfolg des kleinen, schmalen grauen Büchleins ist erstaunlich, nur etwa Gedichte von Rilke oder von Brecht kommen ihm darin gleich. Ein Beweis dafür, daß die stille Stimme meistens auch die stärkste, die ausdauerndste ist. Denn Kleppers Lieder sind ja keineswegs etwa unterm Einfluß des Kampfes der »Bekennenden Kirche« entstanden. Diese ist - von einigen nicht eben bedeutenden Texten abgesehen - dichterisch stumm geblieben. Kleppers Tagebücher geben Auskunft darüber, wie skeptisch der Dichter vom »Kirchenkampf« dachte. Theologisches Pathos lag dem schlesischen Pfarrerssohn nicht. Doch, wie das manchmal in der Geschichte des Kirchenliedes sich begab: das persönliche, »subjektive« Lied erwies sich als tragfähig genug, auch die Leiden der Zeit mit auszusprechen, ohne sie expressis verbis zu nennen. Wenn Klepper dichtete:

Ich achte nicht der künftigen Angst,
Ich harre deiner Treue,
der du nicht mehr von mir verlangst,
als daß ich stets aufs neue
zu kummerlosem tiefem Schlaf
in deine Huld mich bette,
vor allem, was mich bitter traf,
in deine Liebe rette -

oder:

In jeder Nacht, die mich umfängt,
darf ich in deine Arme fallen,
und du, der nichts als Liebe denkt,
wachst über mir, wachst über allen.
Du birgst mich in der Finsternis.
Dein Wort bleibt noch im Tod gewiß -

so gingen diese - sehr persönlich beseelten - Abendstrophen, kaum durch das »Kyrie« in Umlauf gesetzt, alsbald in die Geschichte ein, ganz konkret in das als »Geschichte« einen jeden mit den darin aufgerufenen Bedrängnissen konfrontierende Geschehen. Ihre Bewährung erfolgte kurz nach ihrer Veröffentlichung - mindestens durch die sechs Kriegsjahre hindurch. Der Vorgang wird heute natürlich leicht übersehen, heute, wo das Gedicht sozusagen zur »Ungeschichtlichkeit« tendiert, sich auf rein verbale Chiffren, Verschlüsselungen, Verfremdungen usw. isoliert und invertiert. Jener geschichtliche Bezug - es ist mehr als bloß Bezug, es ist »Sendung« - war nun aber, wie erwähnt, keineswegs vom Dichter gewollt. Schon garnicht irgend ein »weltlicher« Bezug, den die heutigen Lied-Versuche - mehr als Versuche sind bisher dabei nicht herausgekommen - so heftig anstreben. Dichtung ist von Versuchen immer durch eine zarte aber unverwischbare Linie getrennt. Kleppers Lieder - die dreißig im »Kyrie« vereinigten - haben, ebenfalls sehr still, in den inzwischen vergangenen dreißig Jahren eine Rolle gespielt, ähnlich derjenigen von Paul Gerhards 99 Liedern in Johann Crügers Sammelwerk »Praxis pietatis melica« in den Jahren 1647 bis 1661. Hier wie dort dieses leise, rasche Durchdringen inmitten allgemeiner Nöte - einer bis dahin unbekannt, mit dem ersten Anheben aber sich als wesentlich und wahr erweisenden Stimme. Freilich hat man heute im Bereich von »Kirche für die Welt« nur noch wenig Sinn und Verständnis für solchen - gleichsam wachstümlichen, gleichsam wunderhaften - Vorgang, der, da der Dichter ja schon fünf Jahre nach Erscheinen seines Buches aus dem Leben schied - vor 25 Jahren, am 11. Dezember 1942 -, und da ferner verlegerische Förderung unter den damaligen politischen Umständen nicht möglich war, kirchliche aus diesen und jenen Gründen ebenfalls unterblieb - mit heutigen, modernistischen Usancen keinerlei Vergleich zuläßt. Kleppers Lieder setzen die in seinen Tagebüchern notierten Erfahrungen in die diesen einzig gemäße Art von Poesie um. An beiden Werken besitzt die evangelische Christenheit in Deutschland, im deutschsprachigen Raum, ein kostbares Vermächtnis, über welches sich Gedanken zu machen hoffentlich nicht bloß der gegenwärtige Gedenkanlaß flüchtige Anregung gibt.

Sie lassen sich wohl aber in Vergleich setzen mit Rudolf Alexander Schrö-

ders 1930 im Inselverlag erschienener Gedichtsammlung »Mitte des Lebens«, insofern diese vor dem geschichtlichen Hintergrund des ersten Nachkriegsjahrzehnts, 1919 bis 1929, Ausdruck einer den Einzelnen inmitten der Zeit in ein überzeitliches Geschehen rückenden Erfahrung waren. Damals begab sich in der protestantischen Theologie parallel zur »dialektischen« die »lutherische« Erneuerung. Schröder, von Haus aus Architekt und Schriftsteller, seit drei Jahrzehnten mit dem ihm vom bremischen Elternhaus überkommenen Christentum zerfallen, hatte inmitten des Krieges, in Holland, jene »innere Stimme« vernommen, das »tolle lege«, von welchem Augustin in seinen »Bekenntnissen« erzählt. Die Frucht dieser Erweckung waren die 100 Gedichte, mit welchen er - zunächst wenig beachtet - seine »Rückkehr« zum Credo bezeugte. Eins dieser Gedichte - »Wer kann der Treu vergessen« - ist ins Gesangbuch gekommen. Sonst enthielt die aus tiefer Herzensunruhe entsprungene Sammlung keine eigentlichen Lieder. Merkwürdig mußte sie jedem erscheinen, der einiges von der in der Theologie erfolgten »Luther-Renaissance« wußte. Sprachen Schröders Gedichte doch eben jene Erfahrung aus, deren man bei Luther erneut ansichtig geworden war: die der Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden allein. Man sagt heute, das seien unverständliche Vokabeln. Wer weiß. Es gibt Formeln, die haben Schlüsselcharakter. Dazu gehört das »tolle lege« ebenso wie das »sola fide«. Sie wollen erläutert werden, gewiß. Doch kann die Erläuterung nicht den ihr anheimgegebenen Satz ersetzen. Das von ihnen gemeinte Wirkliche geht nicht in ihnen auf, doch sie rufen es in Erinnerung. Schröder also gab der Formel etwa folgende dichterische Erläuterung:

Auch der Verzagte darf es hoffen,
Daß er bei dir willkommen sei;
Und wen in Fesseln du getroffen,
Du schaust ihn an, so ist er frei -

oder:

Gerne will ich Kunde missen,
Die du selber mir verborgen. -
Nur von Gnade will ich wissen,
Nur um Gnade laß mich sorgen.

Das ist nicht weniger »schlicht« ausgedrückt als in Kleppers Liedern, doch gab sich die ganze Sammlung um einige Grade spröder, künstlicher als jene. Trugen doch z. B. die sämtlichen Gedichte des ersten Gedichtkreises lateinische Titel. Schröder liebte es, auch wo er mit vollem Gefühl bei der Sache war, Wendungen einzuflechten, die dieses gewissermaßen allzurasschem Zugriff entzogen. Auch in seinen zwischen 1936 und 1956 erschienenen Kirchenliedern ist dieser heimliche Zug zur »Distanz« oft zu spüren. Niemand

kann über seinen Schatten springen. Heute ist es wohl entschieden, daß Kleppers Lieder im Verhältnis zu den Schröderschen die größere Anziehungskraft ausüben - aufgrund des ihnen innewohnenden Ausgleichs zwischen Wort und Erfahrung, was beides bei Klepper eine eigentümliche »Dringlichkeit« besitzt, die, zum Leser gewendet, zur »Eindringlichkeit« wird. Kein Grund, den einen gegen den andern auszuspielen. Im Gesangbuch steht jeder an seinem Ort mit eigenem Recht und eigenem Auftrag. Wahrscheinlich macht sich auch der - im Gesangbuch auch sonst wahrnehmbare - Unterschied der landschaftlichen Herkunft geltend: Klepper war Schlesier, Schröder stammte aus Bremen. Und der konfessionelle: Schröder war reformierter Herkunft, während Klepper aus lutherisch-mystischer Tradition kam. Wir betrachten solche Verschiedenheiten, soweit sie im Kirchenlied ihren Ausdruck fanden, nicht als abzuwerfende Last, sondern als bereichernde Gabe.

Darin aber stimmten Schröder und Klepper auch wieder überein, daß sie das »alte« Kirchenlied nicht bloß respektierten, sondern liebten und es gerne und unbefangen als fortwirkende Macht auch im eigenen Schaffensbereich gelten ließen. Aus Kleppers Tagebüchern ließe sich eine lange Liste entsprechender Bemerkungen zusammenstellen. Ich begnüge mich damit, eine einzige hier anzuführen:

»Jeden Tag studiere ich ein Kirchenlied. Heut war, welch ein Geburtstagslied! an der Reihe: ›Ich singe dir mit Herz und Mund, Herr, meines Herzens Lust‹ von Paul Gerhardt.« Er schrieb das an seinem 36. Geburtstag, 22. März 1939.

Schröder studierte, darüber hinaus, auch das Leben der alten Dichter. Anläßlich seines 5. Todestages - er starb am 22. August 1962 - sei nachdrücklich auf sein Buch »Dichtung und Dichter der Kirche« aufmerksam gemacht. Es enthält u. a. Aufsätze über Luther, Johann Heermann, Paul Gerhardt, Paul Fleming und Johann Rist. Auch im dritten Band seiner »Gesammelten Werke« haben diese fünf Studien Aufnahme gefunden, vermehrt durch eine über Simon Dach und Hans Assmann von Abschatz. Schröder kannte sich aus wie kaum ein anderer in diesem heute fast verschollenen Bereich. Wer wird sich denn noch die Mühe machen, über alte Lieder und ihre Dichter zu schreiben? Schröder machte es Freude, und so sind die Stücke alle denn auch sehr schön geraten. Der Leser sollte nicht lange zögern, sondern das vom Eckartverlag auch besonders schön ausgestattete Buch erwerben. (Man verzeihe den sanften Druck - ich sehe aber weit und breit nichts Vergleichbares, würde sonst nicht zögern, auch darauf hinzuweisen.)

Rist also. Er stammte aus Hamburg-Ottensen, wo Klopstock begraben liegt, und war von 1635 bis 1667 Pastor im davon nicht weit entfernten Wedel, wo Barlach geboren ist und wo es noch einen von der Stadt treu

gehüteten Roland gibt mit einem Vers von Rist auf dem Sockel. Was nun aus den im Gesangbuch enthaltenen Liedern Rists nicht im geringsten hervorgeht: der Mann war ein Naturfreund nicht nur, sondern Naturwissenschaftler - in den Grenzen seiner Zeit - auf den verschiedensten Gebieten: Pharmazeut und Optiker, Astronom und Chemiker, und übte diese verschiedenen Sparten praktisch in seinem Pastorat aus, das demgemäß auch eine umfangreiche Bibliothek beherbergte. Überdies aber huldigte er der Gartenkunst, verstand sich auf das Blumentrocknen und -pressen, schrieb darüber auch allerlei Gelehrtes. Reizend zwei Begebenheiten, die Schröder mit Beifall erwähnt: wie er nach überwundener Pest am Weihnachtstage 1628 die Kanzel zu Rostock bestieg und eine trotz des Winters wunderbar blühende »Provinzrose« mit hinauf nahm - unwillkürlich erinnert man sich an Luthers Nelkensträußchen bei der Leipziger Disputation -, und wie er später in Wedel eines Neujahrtages nach kurzer Predigt jedem Gemeindeglied eine in seinem Garten gezogene Blume überreicht habe - »sie dabei treulich erinnernd, welchermaßen sie ihr Leben und ihren Wandel mit rühmlichen Tugenden sollten zieren, gleichwie die Blumen mit ihrer schönen Gestalt, edlem Geruch und fürtrefflichen Wirkungen herrlich prangen, auch sie dadurch jedermann beliebt und angenehm machen«. Allegorie und Moral gingen damals Hand in Hand. »Musa teutonica« lautete der Titel seiner ersten Veröffentlichung, denen noch sechzig andere folgten, die, wie Schröder versichert, »zu den allergrößten Seltenheiten gehören, andre im Büchermarkt überhaupt nicht mehr vorkommen«. Schröder besaß deren einige und schöpfte daraus das in seiner Studie verarbeitete Wissen.

Als Mitglied des von ihm begründeten »Elbschwanenordens« trug Rist den Beinamen der »Rüstige«, ganz passend offenbar, aber auch als »Palatinus« kann man den würdigen Mann sich vorstellen, wie er außerdem genannt wurde. Mit geistlichen und weltlichen Liedern, mit Schauspielen und Dialogen hat er sich im barocken Kunstbereich einiges Ansehen erworben. Man nehme zur Kenntnis, daß in Richard Newalds »Geschichte der deutschen Literatur«, fünfter Band - »Vom Späthumanismus zur Empfindsamkeit, 1570 bis 1750« - über Rist auf vier Seiten ausführlich gehandelt wird. Heute wird besonders interessieren, daß Rist sich zum Sprecher einer christlichen und weltlichen Friedensgesinnung machte, so in seinem Kriegs- und Friedenspiegel von 1640 und in seinem Singspiel »Das friedejauchzende Teutschland«. Unmittelbarer als dieses alles wirken auf uns heute seine leider unvollendet gebliebenen »Monatsgespräche«. Das erste erschien 1663, das sechste, Juni, nach seinem Tod. Schröder ist von diesen ganz entzückt. Einleitend gibt Rist jedesmal eine Beschreibung der jeweiligen Gartenvegetation. Man wandert umher, führt gelehrte Gespräche und setzt sich dann zum Mahle nieder an festlich geschmückter Tafel, bei Nachtigallengesang. Dem

Krieg und der Pest zum Trotz! Kultur also, aber auch Gottvertrauen. Schröder schließt seine Studie mit Beschreibung von Rists Lieblingsplatz am Elbufer und zitiert ein Herbstgedicht des Rüstigen, in welchem es heißt:

Ach, wo bleibt das edle Laub
Dieser hoherhabnen Eichen?
Wird es nicht der Winde Raub,
Welchen es muß weichen?
Muß nicht auch der Gärten Zier
Sterben schier
Und von hinnen schleichen?

Die alte bange Frage. Rist erhebt sie zum Kirchenlied und läßt dieses mit jenem Sehnsuchtsruf ausklingen, den auch Schröder und Klepper zu ihrer Zeit aus bedrängtem Herzen wieder aufnahmen:

O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit,
Ich weiß vor großer Traurigkeit
Nicht, wo ich mich hinwende.
Nimm du mich, wenn es dir gefällt,
Herr Jesu, in dein Freudenzelt.

Alle im Kirchenlied der vier Jahrhunderte seit Luther auftretenden Unterschiede in Kunst und Landschaft, in Frömmigkeit und Theologie werden überwölbt von der Übereinstimmung, auf welcher das Credo - allem Wandel zum Trotz - beruht und der es seine Gültigkeit verdankt.

»Der Glaube ruhet und feiert nicht, er fährt heraus, redet und prediget, ja, vor großer Freude fährt er an, dichtet schöne, süße Psalmen, singet liebliche lustige Lieder, damit zugleich Gott fröhlich zu loben und zu danken, und auch die Menschen nützlich zu reizen und zu lehren. Er meinet aber nicht allein die Lieblichkeit und Süßigkeit der Psalmen nach der Grammatika und Musika, da die Wort zierlich und künstlich gestellt sind und der Gesang und Ton süße und lieblich lautet, das da heiße schöner Text und schöne Noten; sondern vielmehr nach der Theologia, nach dem geistlichen Verstand, da sind die Psalmen echt lieblich und süße. Doch hilft die Musika und Noten, als ein wunderliche Kreatur und Gabe Gottes, sehr wohl dazu, sonderlich wo der Haufe mitsinget und es fein ernstlich zugehet.«

LUTHER: Von den letzten Worten Davids. WA 54, 33.

JOCHEN KLEPPERS TAGEBÜCHER - EINE THEOLOGISCHE KONFESSION

Von Friedrich Wilhelm Kantzenbach

I

Von Jochen Klepper besitzen wir die Tagebücher der Jahre 1933-1942 »Unter dem Schatten Deiner Flügel« (1956), das Kriegstagebuch »Überwindung« aus dem Jahre 1941 und einen Briefwechsel mit dem befreundeten Pfarrerehepaar Meschke »Gast und Fremdling« (Witten und Berlin 1960, 2. unv. Aufl. 1961). Kurt Ihlenfeld hat in seinem Büchlein »Freundschaft mit Jochen Klepper« (Witten und Berlin 1958) schon eine einfühlsame Einführung in das Werk seines Freundes gegeben. Dabei hat er ihn besonders als Dichter der Kirche (85 ff) gewürdigt. Die theologische Konfession Kleppers, gleichsam die Struktur seines Denkens, ist bisher aber noch nicht dargestellt worden. Das Schicksal Kleppers darf als bekannt vorausgesetzt werden. Der schlesische Pfarrerssohn hatte das Theologiestudium nicht abgeschlossen, um sich eine Existenz als Schriftsteller aufzubauen. Durch die Heirat mit einer wesentlich älteren Frau aus jüdischer Familie, die zwei Kinder mit in die Ehe brachte, wurde Klepper an dem Schicksal des jüdischen Volkes in der nationalsozialistischen Zeit unmittelbar beteiligt, und er nahm diese Situation im Bewußtsein christlicher Stellvertretung an. Das Tagebuch berichtet, wie Kleppers Wirkungskreis wegen der nationalsozialistischen Judenpolitik sich äußerlich immer mehr verengte, mochte ihm auch mit dem 1937 erschienenen Roman »Der Vater, Roman eines Königs« ein großer Erfolg beschieden sein, den auch die nur bescheidene Pressewerbung und strenge Papierrationierungen nicht beschneiden konnten. Auch künstlerisch hat Jochen Klepper sich immer stärker aus dem öffentlichen literarischen Leben zurückziehen müssen, und er hat diese Konzentration auf sein persönliches Werk, das er mit einem Lutherroman weiterführen wollte, bewußt angenommen. Er tat dies unter dem Worte der heiligen Schrift, das sich von allen menschlichen Worten ihm allein als beständig erwies. Zum ersten Male finden wir am 13. Januar 1933 die für Kleppers Existenz und deren Erhellung wohl entscheidende Losung aus Jesaja 49, 4. - Es mehren sich dann schnell die Hinweise auf Losungstexte, und schließlich werden diese nun Klepper zur festen Gewohnheit. Er schildert sein tägliches Leben und seine persönlichen Sorgen, ohne ständig Beziehungen zu den Losungstexten herzustellen. Meistens ist eine vordergründige Beziehung überhaupt nicht sichtbar. Aber Jochen Klepper verstand seinen Lebenskampf und sein Werk als Künstler, an das er hohe Maßstäbe legte, als eine religiöse Angelegenheit. »Was will ich den Menschen sagen? Vom Glauben an den deus absconditus

und den deus revelatus. Von Eltern, Kindern, Mann und Frau. Vom Idyll, vom Kampf, vom Abgrund, der jedes Leben umschließt. Von Heimat. Nichts von Aktivismus. Nichts von Entscheidung. Nichts von Überzeugung. Das kann ich nicht. Da bin ich einer, der gar nichts zu sagen hat.« (Unter dem Schatten Deiner Flügel, S. 37)

Klepper war ein Schüler Martin Luthers. Er versuchte, die Grundgedanken der Theologie Luthers auch in seinem Werke auszudrücken. Die politische Entwicklung sah er immer im Lichte der Hoffnung, auch als ihm bereits klar war, daß das Leben seiner Familie und seine eigene Existenz darunter zerbrechen werde. Die Entwicklung der gesamten Menschheit beurteilte er durchaus nüchtern.

Er war Luther auch darin verbunden, daß er hoch vom Volk und von der Obrigkeit dachte. Er fand nicht den Weg in die organisierte Bekennende Kirche, wenngleich er ein treues Glied der Gemeinde war und Berichte über Predigten und Gottesdienste sich durch das ganze Tagebuch hindurchziehen. Tiefe Freude erfüllte ihn über den freiwilligen Übertritt seiner Frau zur evangelischen Kirche und über die künstlerische Konzentration auf Themen protestantischer Tradition, besonders das Pfarrhaus, das sein mit Schmerzen erbautes Haus, das er um einer Stadtbauplanung willen verlor, aber sofort wieder zu ersetzen suchte, in besonders exemplarischer Weise darzustellen suchte. Die theologischen Aspekte des Tagebuchs sind überaus vielfältig. Einem konventionellen Luthertum wird zunächst ganz fremd sein, wie Klepper durch sein persönliches Schicksal dem Jüdischen in seinem Leben weiten und tiefen Raum gab. »Denn mir ist, als gäbe die Heilsgeschichte der Juden der Weltgeschichte den Sinn.« (aaO S. 45) Er fühlte die Sehnsucht nach dem Predigen, denn das künstlerische Tun empfand er als zu brüchig, um das Geheimnis Gottes, das er im Judentum beschlossen sieht, zum Ausdruck zu bringen. Dabei war er weder ein Philosemit noch ein Antisemit. Ihm ging es lediglich um das Geheimnis Gottes, um sein rätselhaftes Tun, das so schwer auf den Juden lastete.

Bei aller Konzentration auf das Geistliche fühlte sich Klepper von der ganzen Dichtung angedet. Er arbeitete für sein Teil daran, daß sein Schreiben eine unausgesetzte Taufe sei. Alle Dinge, die schon ihren Namen tragen, wollen immer von neuem getauft sein, bis sie ihren ewigen Namen tragen. »Taufen - das ist es. Das ist die ganze Dichtung!« (S. 52) Klepper erwartete immer wieder neu Gottes Anrede, weil mit ihr für ihn das Geheimnis der Produktivität des Künstlers zusammenhing. In dem Ringen um die so verstandene Produktion rieb sich Klepper auf. Nervosität, Schlaflosigkeit und Krankheit bezeugen das Tagebuch immer wieder. Seine exemplarische Bedeutung besteht darin, daß von dem menschlichen Kampf ohne Rückhalt gesprochen wird, daß aber ebenso klar von der Nähe Gottes in allen An-

fechtungen die Rede ist. Glaube ist für Klepper kein Glücksbrief. Aber von dem Gott der Bibel, der sich in Christus den Menschen offenbar macht, kommt Klepper nicht los.

Ohne Gott bin ich ein Fisch am Strand,
ohne Gott ein Tropfen in der Glut,
ohne Gott bin ich ein Gras im Sand
und ein Vogel, dessen Schwinge ruht.
Wenn mich Gott bei meinem Namen ruft,
bin ich Wasser, Feuer, Erde, Luft. (S. 59)

Das Kriegstagebuch von 1941 erzählt auf weiten Strecken sehr nüchtern die Erlebnisse im Krieg. Es ist im vordergründigen Sinne kein frommes Buch, obwohl der Verfasser immer wieder deutlich macht, daß er seine Erlebnisse als Christ beurteilt. Ebenso ist es im Briefwechsel mit den Freunden. Es werden keine frommen Phrasen gedroschen, sondern die Fragen der Freunde beschäftigen ihn, obgleich er selbst von persönlichen Sorgen erdrückt wird. Die Gestaltung der häuslichen Feste wird bis zum gemeinsamen Tod mit der Frau und einer Tochter - die andere war noch rechtzeitig nach England entkommen - ausgiebig gepflegt, so daß man fragen könnte, ob die Notzeiten das rechtfertigen. Scheint es nicht so, als ob der Dichter sich eine unberührte Insel im allgemeinen Chaos schaffen wollte? Aber diese Feste dienen letztlich doch nur der Vertiefung in das christliche Geheimnis mit Hilfe des Kirchenjahrs. Bewußt durchlebte Klepper mit seiner Familie nicht nur das jüdisch-christliche Schicksal, nicht nur die angefochtene Existenz des Künstlers, sondern auch das immer neue Angebot Gottes, aus dem er die Fügung des Ganzen, des Lebens und des Werkes, glauben lernte. Hoffnung, Ehrgeiz und Glücksbedürfnis müssen begraben werden. »Der Glaube steht immer auf einem anderen Blatt, hat immer ein anderes Vorzeichen, ist immer entgegengesetzt. Aber man wird immer das Doppelleben führen müssen: zu handeln und zu warten, zu hoffen und abzuschließen, in den Trieben der Hoffnung, des Ehrgeizes, des Blutes, des Ordnungswillens und im Glauben zu leben; während alles, was man als sein eigentlichstes Wesen empfindet, nur versinken möchte im Glauben.« (S. 74)

Klepper hat sich wundgerieben an dem verborgenen Gott, aber um so mehr hat er sich zugleich an den offenbaren Gott gehalten, der in Christus seine Hand nach dem Menschen ausstreckt, um ihn, seine Kreatur, zu bergen. Von seinem theologischen Lehrer Rudolf Hermann lernte Jochen Klepper mit Luther, daß Gott nicht das Übel von der Person reißt, sondern die Person vom Übel. Das in der eigenen Existenz zu lernen und zu praktizieren, ist Jochen Kleppers Bemühen im Glauben. Der Mensch lebt ungeborgen, im Widerstreit der eigenen Kräfte und der fremden Mächte. Es kommt darauf an, daß Gott lebt und bei den Menschen bleibt. Daraus erwächst eine

tiefe Bescheidung. Die dialektische Theologie, die nach Kleppers Meinung mit dem Verhältnis zwischen deus absconditus und deus revelatus spielt, muß überwunden werden. So wird Jochen Klepper ein erbitterter Gegner seiner eigenen Theologie, nicht aber seines Glaubens, so weist er das System als eitel ab, nimmt aber das Schriftwort an. Wir können von uns aus keine Aussagen über Gott machen.

Nur in den Bibelworten ist Gott ertragbar, »nur in ihnen ist des Menschen Rede über Gott zu dulden«. Das »Vater unser« ist vorgegeben. Kein Mensch kann es von sich aus sprechen. Die Erkenntnis von der schöpferischen Macht des Bibelwortes führt Klepper zu der ihm selbst unbequemen Einsicht, daß eine protestantische Dichtung fast unmöglich ist. Sie kann von Vergebung und Gnade als ihrem Hauptinhalt nichts aussagen, weil sie mit jedem ihrer Worte den Anspruch auf Gnade und Vergebung braucht. Nur dort, wo die Dichtung vor der Offenbarung kapituliert, wo die Dichtung an der Offenbarung sich reibt, könnte der Funke protestantischer Dichtung hervorspringen (S. 87). Beruhigung erfährt Klepper nicht von der Dichtung, sondern wenn er Jesaja oder Luther liest. Wir wissen, daß diese Auffassung Klepper nicht zum Künstlertode verurteilt hat, denn besonders das Kirchenlied hat durch ihn eine in der neueren Zeit ungewöhnliche Bereicherung erfahren, die - worüber Kurt Ihlenfeld oftmals beweglich Klage führt - von der berufenen Literaturwissenschaft viel zu wenig hervorgehoben wird. Allerdings wird man geduldig und zurückhaltend werden müssen, wenn man ein Buch und das ganze Werk Gott anheimstellt. Klepper hat dies durchlitten: »Ich muß »frivol« sagen: ich lebe nur in der Spannung, was Gott mit mir in meinem Widereinander von Kunst und Glauben beginnt; ob noch ein Buch wird; was für ein Buch wird. Man kann nicht in dem Bewußtsein von Gnade und Vergebung leben und ein Buch von sich selbst für so wünschenswert halten! Vielleicht gibt es Momente, in denen man seine liebsten Pläne wie lästigen Ballast über Bord wirft! Christen müssen Pläne hassen, auch wenn sie Künstler sind.« (S. 97-98)

Über das Wesen des christlichen Künstlers hat Jochen Klepper besonders in seinem Vortrag »Der christliche Roman« (1940) reflektiert. Es geht ihm darum, daß der christliche Künstler die Darstellung im innerweltlichen Sinn ganz einem außerweltlichen Ziel dienen läßt. Die Kunst muß sich aller Möglichkeiten bedienen, aber der Dichter muß Gottes Wort zur Richtschnur und zum Maßstab haben, wenn sein Werk unverrückbaren Maßstäben unterworfen werden soll. Es ist mehr eine Reflexion über den Künstler als Christ, als eine Anleitung zum Schreiben eines christlichen Kunstwerkes, die Klepper vorgelegt hat. Es gibt zweifellos pseudochristliche Kunstwerke, die christliche Traditionen verwenden, die aber doch im tiefsten Grunde unchristlich sind. Jedes Kunstwerk muß sich letzten Endes vor Gottes Augen

bewähren. Darauf wollte Klepper hinweisen. Er hat einen Moderoman, einen Voltaire-Roman und andere Pläne zurückgestellt, um an exemplarischen Gestalten der Geschichte seine Auffassung von christlicher Kunst zu dokumentieren. Aus dem Tagebuch geht hervor, wie hart er an sich und an den Quellen für seinen großen Roman »Der Vater« gearbeitet hat. Dabei hat Klepper auch die Erfahrung gemacht, daß er alles Mögliche anstellte, um mit seiner Theologie nicht ernst machen zu müssen. Der Berufung zu großer Leistung zog er bewußt die Berufung zum Glauben vor. Aus dem Dilemma zwischen Glaube und Ethik kam auch er kaum heraus und er konnte es auch künstlerisch an Luther und Jesaja nicht bewältigen. Er glaubte allerdings, daß er in seinem Roman »Der Vater« dieses Dilemma gültig dargestellt habe. Das ist genau die Aufgabe des christlichen Künstlers, der nie vergißt, daß die letzten Entscheidungen über die Wahrheit dem Gericht Gottes gebühren. Vor scheinbaren Erfolgen und lahmen Friedenschlüssen muß dem christlichen Künstler bange sein. Die Prüfung, das Leiden und die Anfechtung machen erst etwas aus dem Menschen. Das hat Klepper an König Friedrich Wilhelm I. deutlich zu machen gesucht. Über jedem Kapitel seines großen Romans »Der Vater« stand ein Bibelwort, womit Klepper andeutete, daß die religiöse, transzendente Dimension ihm die entscheidende war, so daß es falsch wäre, sein Bild des Vaters historisch bekmesserisch zu kritisieren. Das Übel ist immer in der Welt. Es geht nur um den Kampf Gottes um die Person, die vom Übel gerissen wird, so daß man auch das Unechte und Unentwirrbare in Gottes Führung Gott präsentieren darf. Klepper hat die Mühen und Ängste der Kunst in der Arbeit am »Vater« bis zur Neige durchlitten. Was ihn zuletzt gehalten hat, war der Gott, »der immer anders ist, als man ihn zu begreifen meint; dem man durch kein ›Mittel‹ nahekommen kann; der uns ein unverrückbares Zeichen in einem Mittler gab.«

II

Klepper liebt nicht die Wendung von den frohen Christen. Ernst, oft auch Schwermut, sprechen sich in seinen Überlegungen zum Tun des Künstlers und zur Situation des Christenmenschen aus. Trotz dieser Schwermut und Leidensbereitschaft ist Klepper ein Liebhaber des Friedens, der Ordnung und der Freude geblieben. So ernst die Prüfungen für ihn waren, so sehr hat er doch das Leben geliebt. Er hatte Freude am Schwimmen, an der Freundschaft, am festlichen Feiern, am Arbeiten und Planen. Er war ein gesunder Mensch mit zarter Rücksichtnahme auf seine Familie, auf seine Hausgenossen und seine Freunde. Man darf deshalb seinen freiwilligen Tod nicht als Resignation verstehen, so sehr (das hat auch Kurt Ihlenfeld in seinem Erinnerungsbuch unter der Überschrift »Du birgst mich in der Finsternis« ergreifend zum Ausdruck gebracht) uns verstimmende Erschütterung ange-

sichts dieses Todes ergreift. Wie sich Jochen Klepper stets unter die Anrede Gottes zu beugen suchte, die alle sichtbaren Ordnungen auflöst (S. 242), so setzte er auch dem Leben seiner Familie und seiner selbst im Gefühl menschlicher Ausweglosigkeit, aber unter den Augen des segnenden Christus, der um uns ringt, ein Ende. Wer das Tagebuch mit seinem Ringen kennt, das ja schon frühzeitig um die Möglichkeit des Selbstmordes kreist, die Klepper aber im Glauben überwunden hat, wird sich von allem Richten über Kleppers Tat freihalten. Am 23. Juni 1933 schon schreibt Klepper: »Meine Einstellung zum Selbstmord hat sich sehr rasch geändert. Alles ist dem Menschen erlaubt, alles Gute, alles Schlechte, weil die Rechnung zwischen Gott und dem Gläubigen beglichen ist. Wie konnte ich den Selbstmord ausnehmen? Mit welchem Recht zog ich eine Grenze? Mit welchem Recht sagte ich von dieser Schuld, sie könne nicht vergeben werden?« (S. 76)

Als am 10. Dezember 1942 Klepper mit den Seinen den Entschluß zum freiwilligen Tode endgültig faßte, war nach menschlichem Ermessen die Lebensmöglichkeit seiner Frau und seiner Tochter vernichtet. Kleppers Tod erfolgte in Solidarität mit seinen Lieben, letzten Endes aber in bewußter Stellvertretung für das Leid, das den jüdischen Menschen zugefügt worden war. Wer will über diese Art, in der Klepper das Gesetz der Stellvertretung realisierte, richten? Wo er sich selbst dem Gericht unterstellte, haben wir nicht zu richten.

Klepper schreibt am 19. November 1940: »Luther: Den Gedanken der Verzweiflung und Zuversicht mußst du bei jedem Werke haben; der Verzweiflung dein und deines Werkes halber; der Zuversicht Gottes und seiner Barmherzigkeit wegen. Darum sei du zuerst dein Richter und klage dich samt deinem Werke als solcher an und bekenne dich dafür vor Gott. Diese Bekenntnis und Anklage wird (weil sie aus Furcht vor dem göttlichen Gericht kommt, vor dem kein Werk bestehen kann) machen, daß es angenehm sei; ja nicht sowohl das Werk als jene Anklage gefällt Gott.« (S. 944) Klepper kann sein Ende nicht aus Müdigkeit am Leben, die ihn schon Jahre vor seinem Tode, mitten in neuen literarischen Plänen, überkommen konnte, gesucht haben. Das Werk Kleppers war noch nicht abgeschlossen. Er hing vor allen Dingen an dem noch nicht beendeten Buch »Das ewige Haus«. Ein Mann, der bei aller Demut doch so stark von seiner künstlerischen Sendung überzeugt war, konnte nicht der Resignation verfallen. Wohl hatte Klepper oft den Wunsch, »abzuscheiden und bei Christo zu sein« (S. 459). Man gewinnt aus den Tagebüchern auch manchmal den Eindruck, als ob Klepper das Martyrium selber gesucht habe. Erschütternde Zeugnisse finden sich dazu schon sechs Jahre vor seinem Tode. Am 14. 3. 1936 schreibt er: »Mich hält allein das Leiden des Glaubens an Gott, dessen Wille über, dessen Forderung an mich verborgen bleibt . . .« Aber schon am nächsten Tage

heißt es: »Gott redet zu beharrlich. Und keine Verzweiflung des Selbstgerichts kann es hindern, unter den Trümmern auf dem Unrat des Ich die von einem selbst entstellte Gabe Gottes dennoch zu halten.« (S. 341) Wohl finden sich Bemerkungen, daß Selbstmord Sünde sei, die vergeben ist. »Aber Gott redet noch, und der Selbstmord gelingt darüber nicht -. Gott muß es wissen, wie tief er uns herauschneiden muß aus dem, was wir uns gewählt haben.« Klepper trägt das am 3. Mai 1936 ein unter der Losung von Hebräer 10, 31. Der Weg des Selbstmordes war bei ihm gewiß nicht ein Weg der versagenden Nervenkraft und der künstlerischen Impotenz. Er war ein Weg unter das Kreuz, das für Klepper Gericht und Vergebung zugleich war. Es ist, als ob ein Tagebucheintrag vom 23. 7. 1936 das Urteil vorwegnehme, was der von der Lektüre des Tagebuchs erschütterte Leser an den Schluß seiner Bemühung um Jochen Klepper stellen könnte: »Der Vergebung muß man gewiß werden, wenn Zeichen äußerer Hilfe sich nicht zeigen und gar kein Zeichen da ist als das Kreuz. Wenn einem für dieses Zeichen die Augen geöffnet wurden, soll man nicht mehr ängstlich ausschauen nach den Wunderzeichen der Hilfe und Bestätigung, so sehr das verwirrte und zusammengepreßte Herz danach verlangt.« Kleppers Leben war bis zuletzt randvoll von Arbeit, Mittragen und Hoffnung. Dem Kind seiner alten Freunde Meschke empfiehlt er als Taufspruch Psalm 31, 16 a (Gast und Fremdling S. 319). In dieser Gewißheit endete das Leben des Dichters mit Frau und Tochter.

»Wo findet man feiner Wort von Freuden, denn die Lobpsalmen oder Dankpsalmen haben? Da siehest du allen Heiligen ins Herze wie in schöne lustige Gärten, ja wie in den Himmel, wie feine, herzliche, lustige Blumen darinnen aufgehen von allerlei schönen, fröhlichen Gedanken gegen Gott und seine Wohltat. Wiederum, wo findest du tiefer, kläglicher, jämmerlicher Wort von Traurigkeit, denn die Klagepsalmen haben? Da siehest du abermal allen Heiligen ins Herze wie in den Tod, ja wie in die Hölle. Wie finster und dunkel ists da von allerlei betrübtem Anblick des Zorns Gottes! Also auch, wo sie von Furcht und Hoffnung reden, brauchen sie solcher Worte, daß dir kein Maler also könnte die Furcht oder Hoffnung abmalen und kein Cicero oder Redekundiger also Vorbilden.«

Neu deutsch Psalter 1528. LUTHERS Vorrede auf den Psalter. WA Bibel 10 I, 102.

LUTHERS TRUTZLIED

Philologisch-kritische Bemerkungen

Von Richard Carstensen

Die zweite Strophe des Luther-Liedes »Ein feste Burg« hat vielfach zu Mißverständnissen Anlaß gegeben; denn der Anfang wurde als Eingeständnis einer Schwäche aufgefaßt:

Mit unsrer Macht ist nichts getan,
wir sind gar bald verloren.

Solche Auslegung, die z. B. in politischen Anekdoten ihren Niederschlag fand, muß als Versuch am untauglichen Objekt bezeichnet werden; das glaubenskräftige Luther-Lied mit seinem dreifachen siegessicheren »doch« enthält ja keinerlei peremptorisches Eingeständnis einer Schwäche oder eines Unterlegenheitsbewußtseins.

Von der Gesangbuch-Ausgabe, die Joseph Klug im Jahre 1529 gedruckt hat, hat sich kein Exemplar auf die heutige Welt erhalten. Das erscheint besonders bedauerlich, weil gerade in jenen Jahren Luthers trutziges Reformationslied bekannt wurde. In der Kritischen Gesamtausgabe »D. Martin Luthers Werke«, 35. Band, Weimar 1923, lautet die zweite Strophe:

Mit unser macht ist nichts getan,
wir sind gar bald verloren,
Es streit für uns der rechte man,
den Gott hat selbs erkoren.

Die heute übliche Wiedergabe in Gesangbüchern hat am Schluß der zweiten Zeile dagegen ein Semikolon oder gar einen Punkt.

Auf diesen Unterschied soll hier hingewiesen werden.

Er mag unerheblich erscheinen im Sinne der »Interpunktionsregeln« vergangener Jahrhunderte. Außerdem wird auch heute bei nicht ganz straffer Gedankenanknüpfung oder gerade als Ausdruck für den Fluß der aufzählenden Einzelglieder des Hauptsatzes, der sog. Satzreihe, vielfach statt eines vielleicht angebrachten Semikolons ein Komma gesetzt.

Handelt es sich hier um unwichtige Differenzierungen, die ohnehin durch die mündliche Form behoben werden? Es mag banal erscheinen, an den Gehalt geistlicher Lieder den Maßstab oder gar den Formalismus syntaktischer Fragestellung zu legen und bei ihnen Satzanalyse zu treiben – doch der Einsichtige weiß, daß ohne textliche Klärung des Syntaktischen kein wahres Verständnis möglich ist oder möglich wird.

Mit der Abtrennung der Satzteile, wie sie in den Gesangbüchern heute üblich ist, ist der Satz nach der zweiten Zeile abgeschlossen; das dort verwendete Semikolon ist zwar nicht so eindeutig wie ein Punkt, aber es vermittelt keinesfalls einen syntaktischen Übergang zum nächsten Satz der dritten Zeile. So werden zwei Fakten – durch Komma – aneinandergereiht: Die Feststellung der Machtlosigkeit des Menschen und – ohne Begründung – die Erklärung, daß »wir gar bald verloren« seien.

Ist »Es streit' für uns . . .« ein Hauptsatz, wie es hier nach dem Semikolon offensichtlich erscheint? Handelt es sich bei der mit Apostroph geschriebenen Verbform »streit'« um einen conjunctivus adhortativus »Es soll streiten . . .« oder optativus »o daß doch . . .« oder gar den Indikativ als Ausdruck unantastbarer Gewißheit »Es streitet für uns . . .«?

Alle vier Fragen sind ganz offenbar zu verneinen, und mit der ziemlich andersartigen grammatischen Interpretation, die sich zugleich auf die ursprüngliche Kommasetzung nach der zweiten Zeile stützt, eröffnen sich Entscheidungen in der Auslegung, die weit über syntaktische Haarspaltereien hinausgehen.

Offensichtlich handelt es sich hier um einen Konjunktiv einschränkenden Charakters, wie ihn die neue Duden-Grammatik, 1959, S. 1150, kennzeichnet: »Der Konjunktiv kann in gewählter Sprache auch bei exzeptiver Bedeutung des bedingenden Gliedsatzes auftreten, d. h. wenn dieser eine Ausnahme von dem Inhalt des verneinten Hauptsatzes ausdrückt.« Dieser nachgestellte Gliedsatz ist ein Nebensatz und steht mit der Konjunktion »denn«, aber auch ohne sie.

Neben dem vom Duden genannten Beispiel aus Goethe - » . . . erhält man nichts, man bringe denn was hin« - mag hier das Bibelwort in Luthers Formulierung beispielhaft erscheinen: »Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn« (1. Mose 22, 27).

Neben dem allgemein üblichen »es sei denn . . .« findet sich, nach Duden, a.a.O., diese sprachliche Verwendung gelegentlich auch ohne »denn«: »Ich lasse dich nicht von der Stelle, du hörest zuvor meine Beichte an.« (Heine)

Diesem sprachlichen Satzbau dürfte die fragliche Stelle des Lutherliedes entsprechen: der negative Charakter der beiden Hauptsätze ist im zweiten durch den Begriff »verloren« gegeben.

Ebenso wie im 46. Psalm, dem geistigen Anstoß zu dem glaubensstarken Lutherlied, keinerlei Aussage menschlicher Schwäche zum Ausdruck kommt, ergibt sich hier in der zweiten Strophe als Sinngehalt nicht ein resignatives Bekenntnis: »Wir sind verloren« - sondern das glaubensstarke Bewußtsein: Ohne Jesus sind wir verloren, d. h. in satzgetreuer Formulierung: Wir sind gar bald verloren, wenn nicht für uns der rechte Mann streitet . . .

»Der Glaube ist ein lebendiges und mächtiges Ding, nicht ein müßiger Gedanke, schwimmt nicht auf dem Herzen wie eine Gans auf dem Wasser, sondern gleichwie das Wasser durch Feuer erwärmt wohl Wasser bleibt, aber nicht mehr kaltes, sondern warmes und völlig ein andres Wasser ist, also bildet der Glaube, des H. Geistes Werk, einen andern Geist und andre Sinne und macht einen völlig neuen Menschen.«

LUTHER: Vorlesungen über 1. Mose von 1535-45. WA 42, 452.

VOM BLEIBENDEN SINN DER LUTHERROSE

Von Oskar Thulin

Die sogenannte Lutherrose - in Petschaftsabdrucken bei Lutherbriefen, in Buchgraphik als Schwarzweißdruck bekannt oder in farbiger Miniaturmalerei in der Wittenberger Universitätsmatrikel der Lutherzeit, in Reliefform der zeitgenössischen Luthermedaillen und in Stein gemeißelt in monumentaler Form am Katharinenportal des Wittenberger Lutherhauses - hat der Reformator selbst gestaltet als »Sinnbild seiner Theologie«. Er erbt vom Vater das Familienwappen in Form einer halben Armbrust mit zwei Rosen. Wie so vieler natürlich Überkommene, hat er auch dies persönlich neu gestaltet: Aus der einen Rose wurde ein Zeichen, wie der Mensch vor Gott nach dem biblischen Menschenbild sich sehen soll. Als 1530 auf dem Reichstag zu Augsburg Melanchthon die reformatorische Gruppe leiten mußte, war er in ständigem brieflichen Kontakt mit Luther, der als unter Reichsacht Stehender nur vom südlichsten Punkt seines kurfürstlich-sächsischen Heimatlandes, der Veste Coburg, aus den Reichstag mit Rat und Tat begleiten konnte. Der Kurprinz Johann Friedrich sandte ihm zur Veste Coburg einen Siegelring mit der von Luther selbst geschaffenen Form der »Lutherrose«, die nun ihre höchste Bestätigung auch als Wappen gefunden hatte.

Aus diesen Tagen haben wir Luthers Brief an Lazarus Spengler in Nürnberg, in dem er in Freude über dieses Sinnzeichen selbst erklärt:

»... Weil Ihr begehrt zu wissen, ob mein Petschaft recht getroffen sei, will ich Euch meine ersten Gedanken anzeigen zu guter Gesellschaft, die ich auf mein Petschaft wollte fassen als in ein Merkzeichen meiner Theologie.

Das erst sollte ein Kreuz sein schwarz im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir selbst Erinnerung gebe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig macht. Denn so man von Herzen glaubt, wird man gerecht. Obs nun wohl ein schwarz Kreuz ist, mortifiziret und soll auch wehe thun, dennoch läßt es das Herz in seiner Farbe, verderbt die Natur nicht, es tödtet nicht, sondern erhält lebendig. Denn der Gerechte lebt seines Glaubens, nämlich des Glaubens an den Gekreuzigten. Solch Herz aber soll mitten in einer weißen Rose stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede giebt, und kurz in eine weiß fröhliche Rose setzt, nicht wie die Welt Fried' und Freude giebt; darum soll die Rose weiß und nicht roth sein, denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose steht im himmelfarbenen Felde, darum daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der zukünftigen himmlischen Freude, jetzt wohl schon drinnen begriffen und durch Hoffnung gefaßt, aber noch nicht offenbar. Und in solch Feld einen güldenen Ring, darum daß solche Seligkeit im Himmel ewig währt und kein Ende hat und auch köstlich über alle Freude und Güter, wie das Gold das höchste, köstliche Erz ist.

Christus unser lieber Herr sei mit Eurem Geiste bis in jenes Leben, Amen. Aus der Wüste Gruboc [= Coburg], 8. Juli 1530.«

Wenn wir dieses Wappen in unsern heutigen Denkformen auszulegen suchen, so würde Luthers biblisches Menschenbild darin etwa so zum Bilde gestaltet sein:

Der Mensch ist gesehen in Gottes Schöpfung, in der kosmischen und biologischen Schöpfungsordnung lebend, wie Pflanzen- und Tierwelt: In goldenem Ring auf blauem Himmelsgrund die weiße Rose und ein lebensvoll glühendes rotes Herz. Die kosmische, die biologische Welt von Pflanzen und Tieren lebt in dieser Ordnung in gottgewollter Selbstverständlichkeit und kann nicht anders. Aus dem Samenkorn wächst die gleiche Frucht; wenn der Löwe, der Adler ein Tier schlägt, muß das so sein. Wenn der Mensch einen andern tötet, so ist das seit Kain und Abel ein Mord, und Gott fragt den Mörder »wo ist dein Bruder?« Also:

Für den Menschen gilt eine höhere Ordnung, die Geburt allein genügt nicht, um den Menschen »zum Bilde Gottes« werden zu lassen. In das glühend rote Herz zeichnete Luther das Todes- und Auferstehungskreuz Christi.

Christus sprach von der Wiedergeburt. Durch scheinbaren Tod muß der Mensch gehen und mit Christi Tod zur neuen Geburt kommen. In der Lebenspraxis heißt das zunächst: der Mensch im Unterschied zur Pflanzen- und Tierwelt »kann auch anders«, muß in Entscheidung zwischen Gut und Böse erst dahin kommen, daß er sagen kann: »Hier stehe ich, ich kann nicht anders.« Das ist sein notwendiger Weg zum wahren Menschsein, aber auch seine Würde als Mensch, die Verwirklichung des Reiches Gottes unter den Menschen, der Weg vom Garten Eden zum geordneten Gottesstaat, dem »himmlischen Jerusalem«, der Apokalypse.

So etwa könnte man, was Luther im Wappen ein Zeichen seiner Theologie nannte, in heutiger Sprache auszudrücken suchen für eine Generation, die heranwächst im Spannungsfeld von Weltall, Erde, Mensch. Dies meinte Luther wohl auch ähnlich, als er die 1., 3., 4., 62. und andere der 95 Thesen schrieb.

Die Lutherhalle hat im Reformationsgedenkjahr 1967 die beiden großen Reliefs des Katharinenportals als Vorder- und Rückseite einer Medaille in Böttgerporzellan und in originalgroßen Abgüssen als Wandschmuck für Gemeinderäume herstellen lassen.

»Gottes Werk und Kraft ist der Glaube. Denn er selbst macht gerecht und wirkt alle Tugenden, züchtigt, kreuzigt und schwächt das Fleisch, daß es nicht sein Werk und Kraft habe, sondern Gottes Werk auch in ihm sei. Geschieht das aber, so werden alle, die das tun, Gottes Werk und Kraft.«

LUTHER: Dictata super Psalterium. 1513-16. WA 3, 532.

BUCHBESPRECHUNGEN

ERIK H. ERIKSON: Der junge Luther. Eine psychoanalytische und historische Studie. München: Szczeny Verlag 1958. 308 Seiten.

Der prinzipiell und pragmatisch der »Aufklärung« sich widmende Münchener Verlag hat mit der Publizierung dieses aus angelsächsischem wie psychoanalytischem Bereich stammenden Lutherbuches einen guten Griff getan. Wie sollten wir nicht jeden ernsthaften Versuch, die inkommensurable Gestalt des Reformators zu verstehen und verstehen zu lehren aufrichtig begrüßen, auch wenn es dabei anders, sagen wir: weniger konventionell zugeht als in der theologischen und historischen Werkstatt. Erikson ist Professor für Psychiatrie an der Universität Pittsburgh, und der Verlag stellt ihn als einen »der bedeutendsten Psychoanalytiker Amerikas« vor. Hingegen stellt der Autor in seinem Vorwort und seinem Nachwort das ihm zugehörige Arbeitsmilieu eindrucksvoll vor: einerseits verschiedene psychiatrische Institute »im Herzen des Stahlzentrums Pittsburgh auf dem Gelände einer der am schnellsten wachsenden medizinischen Universitäten der Welt« - andererseits, im Nachwort, den Entstehungsort des Buches, »ein Fischerdorf am Lake Chapala« in Mexiko. So weht denn durchaus die Luft der modernen, universal arbeitenden und sich verstehenden Wissenschaft durch dieses Buch, was sich auch in der weltmännisch getönten, die psychoanalytische Terminologie eher lässig als pedantisch handhabenden Sprache ausdrückt. Rezensent gesteht seine Unkenntnis auf psychoanalytischem Gebiet, zugleich ein während der ganzen

Lektüre gegenwärtiges Gefühl des Unbehagens, den »homo religious« mit seinen Kämpfen, Siegen und Niederlagen, die er selber, Martin Luther, nicht psychoanalytisch, sondern theologisch verstand und deutete - und die auch die heutigen Theologen nicht anders als theologisch zu verstehen pflegen -, im Begriffsnetz der Psychoanalyse zappeln zu sehen. Kein Zweifel: es kommt dabei viel Interessantes und manches Wahrscheinliche zutage. Kein Zweifel, es ist auch dies ein Weg des Verstehens - und der Verfasser geht ihn nicht unter hochmütigem oder leichtfertigem Absehen vom theologischen Luther. Zuletzt - in einer Art Fazit der ganzen Studie - bringt er den Unterschied beider Verstehensweisen auf die Formel: »Ich habe angedeutet, daß der ursprüngliche Glaube, den Luther wiederherzustellen suchte, auf das Gottvertrauen der frühesten Kindheit zurückgeht. Ich glaube nicht, daß ich damit das Wunder verkleinert habe, das Luther Gottes verschiedene Gestalt nannte. Wenn ich auch annehme, daß es das lächelnde Gesicht und die lenkende Stimme kindlicher Elternbilder sind, die die Religion auf einen gütigen Himmel projiziert, so habe ich keine Entschuldigung für ein Zeitalter, das den Mond rot anstreichen will. Friede kommt aus dem inneren Raum.«

Womit der Verfasser seine sehr amerikanische Grundeinstellung: Psychoanalyse plus Antikommunismus ziemlich genau bezeichnet. Auch der universale Wissenschaftler unterliegt - nicht bloß in USA! - bestimmten allgemeinen, von Ort und Stunde geprägten, Vor-Urteilen, und diese würden sich ebenso deutlich herausstellen, wenn - was aber kaum zu erwarten ist - im Bereich des gigantischen roten, sprich sowjetischen

Experimentierfeldes jemand auf den Gedanken käme, Martin Luther statt psychoanalytisch marxistisch-leninistisch, mit den Mitteln des Diamat, zu interpretieren. In diesem wie in jedem Falle erhält sich aber in der Person des Reformators, die wir in seinem Wortwahrnehmen, ein schlechthin Ursprüngliches, Unableitbares, Unvergleichbares, auf welche theologische Interpretation immer in erster Linie zu reflektieren entschlossen sein muß. Abhängigkeiten und Bedingtheiten psychologischer oder soziologischer Natur spielen in jeder Biographie eine Rolle, sind vielleicht auch oft zugunsten der theologischen oder philosophischen oder geistesgeschichtlichen Interpretation vernachlässigt worden. Doch ist ja wohl mit jeder großen menschlichen Erscheinung - sofern sie der Wahrheit oder der Schönheit zugewendet war - ein Licht aufgegangen und hat sich, sämtliche Bedingtheiten und Abhängigkeiten der Person sich unterwerfend, über die Menschheit verbreitet. Ich will hier nicht sagen, daß Erikson für das mit und in Luther offenbar gewordene Licht grundsätzlich blind sei - wohl aber für das von Luther als Quelle aller in der Menschheit und in einzelnen Menschen aufscheinenden Lichter bezeugte Ur-Licht. Wer selber von diesem berührt wurde, kann nicht anders als Luthers Person und Luthers Schriften - deren irdische, menschliche »Gebrechlichkeit« immer zugegeben - als in diesem Sinne - »Licht vom höchsten Licht« - theologisch zu verstehen. Es wird dabei sein Bewenden haben, auch wenn universale Wissenschaft dieser oder jener »Färbung« den Vorgang wie die Person von dieser höchsten »Bedingung« zu lösen und in die allverständige - aufgeklärte - Ebene der »Projektion«, sprich Illusion herunter zu

interpretieren trachtet und trachten muß.
Kurt Ihlenfeld

ROLF KRAMER: Nation und Theologie bei Johann Hinrich Wichern. = Arbeiten zur Kirchengeschichte Hamburgs, Band 2. Hamburg: Friedrich Wittig Verlag 1959. 196 Seiten.

Der Verfasser befaßt sich in der Studie damit, bestimmte Einflüsse im völkisch-nationalen Denken und in der Theologie Wicherns festzustellen. Die einflußreichsten Lehrmeister von Wichern waren Friedrich Daniel Schleiermacher und Friedrich Julius Stahl. Sie haben das politische und theologische Denken des Vaters der Inneren Mission in erheblichem Maße geprägt. In seinen Universitätsjahren stand er unter dem Einfluß von Lücke und Neander. Hinzu kam noch das Gedankengut der Romantik und der Erweckungsbewegung. Im ganzen war Wichern auch den Strömen seiner Zeit verhaftet. Der Verfasser stellt fest, daß Wichern mit Schleiermacher unter »Volk« die immanenten Gemeinschaftsformen, Staat und Kirche umfassende von Gott gesetzte Totalität versteht. Er wollte die Liebe in der Kirche wecken mit dem Ziel, das ganze Volk sittlich, politisch und christlich zu erneuern. Sein Ziel war zwar der Bau des Reiches Gottes, aber der Ort, wo das nur geschehen konnte, war das Volk. So steht das Vaterland in der Reihenfolge vor der Kirche. - Er war ein überzeugter Patriot. Das zeigt sich insbesondere während des Krieges der Schleswig-Holsteiner gegen Dänemark (siehe: J. H. Wichern und die Feldseelsorge in der schleswig-holsteinischen Armee. In: Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte, 2. Reihe, 12. Band,

1953/4). Wichern dachte nicht daran, als Hamburger partikularistisch zu denken. Er verehrte Preußen und seinen König, war jedoch weit vom Chauvinismus entfernt. Volkskirche ist die religiöse Seite der Volksgemeinschaft. - Die Innere Mission hat es mit Politik zu tun. Sie hat sich daher auf ihre nationalen Aufgaben zu besinnen. Als Dienerin der Kirche steht sie daher in einer doppelten Beziehung: zum Staat und zur Kirche. Ihre Arbeit hat eine zwiefache Ausrichtung: Evangelisierung und christliche Sozialisierung des Volkes. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß Wichern durch sein Denken zu einer Nationalisierung und Politisierung der Kirche beigetragen habe, deren Folgen wir im 20. Jahrhundert schwer zu spüren bekommen haben und an denen wir heute noch leiden. - Wer sich mit der Fragestellung Kirche und Politik befaßt, möge diese Studie sorgfältig lesen.

Erwin Freytag

INGRID LAHRSEN: Zwischen Erweckung und Rationalismus. Hudtwalcker und sein Kreis. = Arbeiten zur Kirchengeschichte Hamburgs, Band 3. Hamburg: Friedrich Wittig Verlag 1959. 164 S.

Die vorliegende Studie befaßt sich hauptsächlich mit dem kirchlichen und religiösen Leben in Hamburg von 1820 bis 1840, die Zeit der Blüte und des Niederganges der Erweckungsbewegung in dieser Stadt. Ausgehend von der Bewegung des Rationalismus in Hamburg (Reimarus und Lessing), der bis ins 19. Jahrhundert in Kaufmannschaft, Staat und Kirche vorherrschend war, schildert die Verfasserin die religiöse Lage nach den Befreiungskriegen.

Eine Erweckungsbewegung als Gegen-

bewegung gegen den Vernunftglauben setzte bald ein. Der führende Mann war Ferdinand Beneke. Anfangs noch im Rationalismus und Freimaurertum wurzelnd, vollzog sich allmählich eine Wandlung im Bibelchristentum (1815/16). Seit etwa 1820 begann die Erweckung auch auf Hamburgs Kanzeln Fuß zu fassen, so z. B. Strauch seit 1819 in St. Nicolai, Rautenberg seit 1820 in St. Georg, Wolters seit 1823 in St. Katharinen, John seit 1827 in St. Petri. Die Erweckungsbewegung erfaßte Menschen aller Bevölkerungsschichten, besonders die Jüngeren. Am wenigsten erfaßt wurden das reiche Bürgertum und die Intellektuellen. Für die Erweckten war »Jesus Christus der Gekreuzigte und Auferstandene, der Versöhner mit Gott, der Trost im Leben und im Sterben«. Die Rationalisten hielten Jesus nur für einen Tugendlehrer, ein moralisches Vorbild, den Menschenfreund. Für erstere war die Bibel Offenbarung des Wortes Gottes, die Luth. Bekenntnisschriften Richtschnur der Kirche. Letztere wollten von der Bibel als Gottes Wort nur das stehen lassen, was mit der menschlichen Vernunft zu erfassen sei. Es kam zu Auseinandersetzungen zwischen beiden Richtungen (1821). Der Pastor Hermann Rentzel, der als erster gegen die Erweckten auftrat, wurde von dem Senior Willerding, der selbst den Rationalisten nahestand, auf seine Verpflichtung auf die symbolischen Bücher hingewiesen. 1822/23 kam es zu einem Streit des rationalistischen Direktors des Johanneums, Gurlitt, gegen den Hauptpastor Strauch. In weiteren Kapiteln wird von der Sonntagsschule des Pastors Rautenberg und ihren Gegnern berichtet, weiter von Rentzels Angriffen gegen den Lehrbegriff der Kirche und dem Streit des rationalistischen Hauptpastors

Wolff an St. Katharinen (1829). Klaus Harms in Kiel war 1829 in einem Schreiben an den Senat gegen Wolffs Weihnachtspredigten 1828 aufgetreten, jedoch ohne Erfolg. Senator Hudtwalcker schaltete sich ein, so daß Wolff eine Rüge erteilt wurde. Das »Ministerium« hatte kläglich versagt. Das Jahr 1830 brachte eine Spaltung der Erweckten. In einem besonderen Kapitel wird von der praktischen Tätigkeit der Erweckungsbewegung berichtet: Hudtwalcker, Rautenberg, Amalie Sieveking und Wichern. Mit dem Jahre 1840 ging die von der Erweckung hervorgerufene Zeit zu Ende, ohne nachhaltig auf die Mehrheit des Kirchenvolkes eingewirkt zu haben.

Diese Studie, die auf sorgfältiges Quellenstudium basiert, kann allen kirchen- und geistesgeschichtlich interessierten Lesern, besonders aber den Hamburgern, als Lektüre empfohlen werden. Der Verfasserin ist es gelungen, die Darstellung so zu gestalten, daß der Leser gefesselt wird. Erwin Freytag

WILHELM JENSEN: Das Hamburger Domkapitel und die Reformation. = Arbeiten zur Kirchengeschichte Hamburgs, Band 4. Hamburg: Friedrich Wittig Verlag 1961. 456 Seiten.

Der leider 1960 unerwartet gestorbene Nestor der schleswig-holsteinischen Kirchengeschichtsforschung hatte noch in den Jahren vor seinem Tode eine der hervorragendsten Quellen zur Geschichte der Reformation in Hamburg und im norddeutschen Raum bearbeitet. Es handelt sich um die Aussagen von 25 Zeugen des hamburgischen Domkapitels und 24 Zeugen des Rates der Stadt Hamburg in dem großen Prozeß des Domkapitels gegen den Rat der Stadt vor

dem Reichskammergericht im Jahre 1530. Die Veröffentlichung ist eine recht ergiebige Quellenschrift, die einen besonderen Einblick in die kirchlichen Verhältnisse jener Zeit gewährt, nämlich der Reformation in der Hansestadt Hamburg. - Auf den ersten 40 Seiten gibt der Verfasser eine ausführliche Einleitung zur umfangreichen Quellenschrift, die in niederdeutscher Sprache abgefaßt worden ist. Alle Zeugen wurden zu 39 aufgestellten Artikeln befragt. Es ist nicht ganz einfach für den Nichthistoriker, sich in das Niederdeutsche einzulesen. Es wäre die Frage, ob man eine solche Schrift durch eine Übersetzung ins Hochdeutsche nicht allgemeiner hätte zugänglich machen können. Aber dann hätte sie den Charakter einer Quellenschrift verloren. Der frühere Archivar der hamburgischen Landeskirche, Heinz Stooß, jetzt Professor für Geschichte in Münster, hat die Ausgabe des Werkes besorgt. Der Verlag hat das Buch mit guten Bildbeigaben ausgestattet. Für den Kirchengeschichtsforscher bedeutet diese gehaltvolle Quellenschrift eine Fundgrube heimatkirchengeschichtlichen Stoffes. Erwin Freytag

FRANZ OTTO: Die rechtlichen Verhältnisse des Domstiftes zu Hamburg von 1719 bis 1802. = Arbeiten zur Kirchengeschichte Hamburgs, Band 6. Hamburg: Friedrich Wittig Verlag 1962. 144 Seiten.

In der vorliegenden Schrift handelt es sich um die Veröffentlichung einer Göttinger Doktordissertation der juristischen Fakultät. Sie beruht auf eingehender Durcharbeitung niedersächsischer und hamburgischer Archivalien. Die Studie ist in vier Teile aufgegliedert. Der erste Teil gibt eine Übersicht über den

Werdegang des Hamburger Domstiftes bis zur Zeit des Stockholmer Friedens vom 23. November 1719. In kurzen Zügen wird die mittelalterliche Epoche und die Reformationszeit skizziert. Es folgt dann die schwedische und kurhannoversche Zeit bis zum Jahr 1719. - Ein zweiter Teil handelt von der Verfassung und Gliederung des Domstiftes im 18. Jahrhundert. Der Verfasser gibt hier eine Übersicht über die einzelnen Ämter des Kapitels mit ihren Rechten und Pflichten. Auch die finanziellen Verhältnisse des Domkapitels und seiner Mitglieder wird hier untersucht. - Der dritte Teil befaßt sich mit der Rechtsstellung des Domstiftes im 18. Jahrhundert, das zum braunschweigisch-lüneburgischen Kurstaat gehörte. Das Verhältnis zwischen Domstift und der freien Hansestadt Hamburg war des öfteren getrübt, da der Rat die Eigenstaatlichkeit nicht immer respektierte. - In einem vierten Teil ist die Rede von der Auflösung des Hamburger Domstiftes. Von der Absicht erfuhren die Domherren erst Ende Juli 1802 aus der Zeitung. Der Senat benachrichtigte am 30. November 1802 das Domkapitel, daß »es von nun an diese Stadt als ihren alleinigen Landesherrn anerkennen solle«, um ihr als ihrer ordentlichen Obrigkeit treu und hold zu sein.

Der letzte Domherr, Friedrich Johann Lorenz Meyer, starb 1844. Mit seinem Tode endete das Domstift zu Hamburg. Für die Stadt Hamburg bedeutete die Auflösung des Stiftes einen Gewinn, weil Umfang und Inhalt ihrer Staatsgewalt anwuchsen.

Erwin Freytag

FRIEDRICH SCHMITT: ABC des Helfens. Vom Umgang mit schwierigen Menschen. Stuttgart: Calwer Verlag 1965. Geb., 146 Seiten.

Der praktische Arzt und Facharzt für Chirurgie zeichnet in der Folge des ABC Charakteristiken schwieriger Menschen, deckt deren Fehlbehandlungen auf und weist Wege echten Helfens. »Es ist der Sinn dieser Schrift, Helfer am Mitmenschen zu gewinnen. Die Ärzte, auch Psychotherapeuten und die sog. Seelsorger schaffen das unmöglich allein, und die von Amts wegen Bestellten versagen nicht selten.« Man spürt es beim Lesen Zeile um Zeile: hier wirbt ein erfahrener Arzt und Therapeut um helfende Liebe für die »schwierigen«, an Neurosen leidenden Mitmenschen. Aber, und das macht dies so anregende, so mühelos lesbare Büchlein zu einem Erlebnis: dieser Arzt weiß um die tieferen Abgründe! »Freilich ist Sünde nicht gleich Neurose, und Reich Gottes mehr als Neurosenheilung, aber ohne Abfall vom Ursprung gäbe es keine Neurose.« Er beobachtet, überlegt und hilft vom Geist der oft zitierten Bibel, des Evangeliums her und erweist sich als Lutherkenner, der neben vielen Dichtern, Denkern, Theologen und Wissenschaftlern Luther, immer wieder Luther reden läßt. Die 16 Seiten Anmerkungen im Anhang, mit denen er seine eigentlichen Ausführungen nicht belastet, sind eine wahre Fundgrube von Nachweisen. Luther heute, einmal ganz unakademisch, dafür unmittelbar, praktisch, hilfreich, erfrischend, aufrichtend! Was so selten gelingt, der Graben der Jahrhunderte wurde übersprungen.

H. St.

ZUM BESCHLUSS

Am 3. März dieses Jahres ist der Erste Präsident der Luther-Gesellschaft und Herausgeber ihrer Zeitschrift, Professor D. Walther von Loewenich, 65 Jahre alt geworden. Wir möchten auch an dieser Stelle nicht versäumen, dem um Luthers Denken und Werk hochverdienten Forscher und Universitätslehrer unseren Dank und unsere herzlichen Segenswünsche auszusprechen. Mögen ihm noch recht viele Jahre segensreicher Wirksamkeit beschieden sein!

Das vorliegende Heft ist nicht nur ein Nachklang der Jubiläen des vergangenen Jahres. Person, Wort und Werk der Männer, derer wir 1967 besonders gedachten, sind ja nicht an die kurze Frist ihrer Gedenktage gebunden. Das wird uns durch den Vortrag »450 Jahre Reformation« eindringlich, den Präses Professor D. Dr. Joachim Beckmann anlässlich der Hauptversammlung der Luther-Gesellschaft am 23. Oktober 1967 in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche zu Berlin gehalten hat. Nach einem geschichtlichen Rückblick stellt er die entscheidende Erkenntnis Luthers heraus und ermutigt uns, bei aller gebotenen ökumenischen Gesinnung die unaufgebare Wahrheit des reformatorischen Bekenntnisses zu bezeugen. Die Luther-Gesellschaft hat sich immer wieder bemüht, Luthers Bedeutung für unsere Sprache und Dichtung aufzuzeigen. Daß Luther sich auch der Musik gewidmet hat, ist vielen kaum bewußt. Deshalb begrüßen wir Oberstudienrat Dr. Helmut Huchzermeyers Gesamtdarstellung »Luther und die Musik«. Theologie, Dichtung und Musik gehören für Luther zusammen. So forderte er Ende 1523 in einem Brief an Spalatin auf: »Wir planen nach dem Beispiel der Propheten und der alten Kirchenväter für die Menge deutsche Psalmen zu dichten, damit Gottes Wort auch gesungen im Volke lebe.« Mit Dr. Kurt Ihlenfelds »In memoriam: Johann Rist, Jochen Klepper, Rudolf Alexander Schröder« und Professor Dr. Friedrich Wilhelm Kantzenbachs Untersuchung »Jochen Kleppers Tagebücher - eine theologische Konfession« widmen wir den zweiten Teil unseres Heftes einigen der Dichter in alter und jüngster Vergangenheit, die diesem Rufe Luthers gefolgt sind.

Auf der Hauptversammlung der Luther-Gesellschaft in Berlin wurden auch finanzielle Probleme besprochen. Es wird bei den steigenden Herstellungskosten immer schwerer, ihr Schrifttum zum alten Preis abzugeben. Wenn man bedenkt, daß unsere Zeitschrift seit ihrer Umgestaltung 1962 infolge der Veränderung ihres Formates und Schriftsatzes bei altem Preis in jedem Heft mehr Beiträge bieten konnte, dürfte es verständlich sein, daß wir, um einer Beitragserhöhung entgegenzuwirken, statt mit den bisherigen drei Heften, uns nunmehr von 1968 an mit zwei Heften im Jahr an unsere Leser wenden.

H. St.

»Der Glaube ist nicht eine leichte Kunst, sondern ein hoch, trefflich Ding, daran ein Mensch hunderttausend Jahre zu lernen hätte, wenn er so lange lebte.«

LUTHERS Predigt über den ungerechten Haushalter, Lukas 16. 1529. WA 29, 494.

RECHTFERTIGUNG - HEUTE

Von Albrecht Peters

I *Luthers Fragestellung - heute*

(a) »Der Mensch von heute fragt nicht mehr: Wie kriege ich einen gnädigen Gott? Er fragt radikaler, elementarer, er fragt nach Gott schlechthin: Wo bist Du, Gott? Er leidet nicht mehr unter dem Zorn Gottes, sondern unter dem Eindruck von Gottes Abwesenheit, er leidet nicht mehr unter seiner Sünde, sondern unter der Sinnlosigkeit seines Daseins, er fragt nicht mehr nach dem gnädigen Gott, sondern ob Gott wirklich ist.« Durch diese Gegenüberstellungen suchte die Botschaft der IV. Vollversammlung des Lutherschen Weltbundes in Helsinki 1963 den Wandel zwischen dem 16. und dem 20. Jahrhundert zu fassen. Luther fragte: Wie kriege ich einen gnädigen Gott? Wir fragen: Wo ist Gott in der undurchdringlichen Zufälligkeit und offenkundigen Sinnlosigkeit des Geschickes der Menschen in dieser Welt? Fragen wir damit aber wirklich radikaler und elementarer als die Menschen des 16. Jahrhunderts? Wenn man an den existentiellen Einsatz Luthers in seinen Klosterkämpfen denkt, möchte man vorsichtiger werden. Wo wird heute mit einem analogen Einsatz der Person um Gott gerungen?

So wendet sich Karl Barth in seinem 1953 erschienenen Band IV, 1 der Kirchlichen Dogmatik gleichsam in prophetischem Vorgriff gegen die damals noch nicht vorliegende Grußbotschaft aus Helsinki, indem er schreibt: »Es ist . . . unter allen oberflächlichen Phrasen unserer Zeit eine der oberflächlichsten die Behauptung: es habe zwar der Mensch des 16. Jahrhunderts nach dem ihm gnädigen Gott gefragt, es sei aber der moderne Mensch viel radikaler in der Frage nach Gott überhaupt und als solchem begriffen. Als ob es einen Gott überhaupt und als solchen gäbe, als ob das Fragen nach ihm irgendeinen Sinn hätte! Als ob Gnade eine Eigenschaft Gottes wäre, die man allenfalls auch einklammern könnte, um unterdessen gemächlich nach seiner Existenz zu fragen! Als ob die christliche Gemeinde und der christliche Glaube an der Existenz oder Nichtexistenz dieses Gottes überhaupt und als solchen irgendein Interesse hätte! Als ob der Mensch des 16. Jahrhunderts nicht gerade damit, daß er nach dem ihm gnädigen Gott, nach dem Recht seiner Gnade fragte, in einer Radikalität, neben der das Fragen des modernen Menschen eitel Leichtsinn ist, nach Gott selbst, seiner Existenz gefragt hätte!« (S. 591). Barths Gegenthese scheint mir die Akzente sachgemäßer zu setzen und die Gewichte gerechter zu verteilen. Spiegelt nicht die zunehmende Abstraktion in der Formulierung der Frage den abnehmenden Einsatz der Person des Fragenden wider?

Jedoch wie vermögen wir Luthers Frage als unsere eigene zu übernehmen, bleibt dies nicht wiederum nur ein unexistentielles Gedankenexperiment? Müßte es nicht unsere Aufgabe sein, gemäß der von Paul Tillich geübten »Methode der Korrelation« die Kernfrage unserer Zeit zu formulieren und hierauf die biblische Botschaft erneut auszurichten? Ist uns die moderne Welt, sind wir selber als Gegenwartsmenschen nicht schon lange in diesen neuen Fragehorizont hineingewandert, während wir noch als katholische wie reformatorische Theologen uns emsig mühen, die Mißverständnisse abzubauen und die gegenseitigen Verketzerungen aufzuheben, welche über der Rechtfertigungslehre entstanden sind? Doch was ist die Frage der Moderne? Wie entgehen wir der Gefahr, sie viel zu flach anzusetzen und damit auch die Antwort des Evangeliums hoffnungslos zu verharmlosen? Vielleicht kann uns der Versuch einer Konfrontation mit Luthers Fragestellung davor bewahren, zu leicht und kurzschlüssig uns einfangen zu lassen in den engen Horizont der eigenen Fragestellung; vielleicht lernen wir, die Unterschiede wie das Gemeinsame klarer zu erfassen.

(b) Setzen wir dazu ein mit Luthers Not. Wie lautet eigentlich seine Frage nach dem gnädigen Gott und wie ist sie recht zu deuten? Gerhard Gloege (*Die Grundfrage der Reformation - heute, Kerygma und Dogma*, 1966, S. 1-13, S. 5) zitiert hierzu eine Taufpredigt Luthers (vom 1. Februar 1534, WA 37/661, 20-27; 274, 14-18): »Ich bin selbs funfzehn Jahr ein Mönch gewest, ohn was ich zuvor gelebt habe, und fleißig alle ihre Bücher gelesen und alles getan, was ich kunde, noch habe ich mich nie können ein Mal meiner Taufe trösten, sondern immer gedacht: O wenn willst du einmal fromm werden und gnug tun, daß du einen gnädigen Gott kriegest? und bin durch solche Gedanken zur Möncherei getrieben und mich zumartert und zuplagt mit Fasten, Frieren und strengem Leben. Und doch nichts mehr damit ausgericht', denn daß ich nur die liebe Taufe verloren, ja helfen verleugnen.«

Die Frage seines ständigen Seufzens lautet nicht: Wie kriege ich einen gnädigen Gott?, sie lenkt vielmehr den Blick auf unseren Gehorsam, auf unser Tun: Wann schaffe ich es endlich, so fromm zu sein, daß ich ohne Angst vor Gott treten kann? Wie können wir durch unseren Gehorsam gegen die Rechtsforderungen des heiligen Gottes dessen Gnade erwerben? Luther hatte diese Frage mit seinem Eintritt in den Orden der Augustiner-Eremiten übernommen; es war nicht seine persönliche Frage, es war die Frage des späten Mittelalters, ja Luther erkannte sie als die Frage des religiösen Menschen schlechthin; ihr stellte er sich mit allen Fasern seiner frommen Seele. Und doch, Gott enthüllte sie ihm in seinem reformatorischen Durchbruch nicht als eine zeitbedingte, sondern als eine grundfalsche Fragestellung. Wann willst du fromm werden und genug tun, daß du einen gnädigen Gott kriegst?, mit diesem Sehnsuchtsruf sucht der Mensch von unten

her den Weg empor zu Gottes Gnade, mag er dabei nun die Himmelsleiter der spekulativ-affektiven Kreuzesmeditation oder diejenige der demütig-erleidenden Christusimitation benutzen. Luthers Prädestinationsanfechtungen deckten die heimliche Selbstbehauptung in, mit und unter diesem frommen Emporstreben zu Gott auf. Daß sich Gott zu uns herabneigt in der Dahingabe seines Sohnes, im ständigen Wirken seines Geistes durch Wort und Sakrament, wird vergessen; die Taufe scheint als eine Wirklichkeit hinter uns zu liegen, nun müssen wir uns stützen auf die Werke des neuen Gehorsams; nein, vor Gott leben wir nicht kraft unseres Gehorsams, sondern allein kraft der Selbsthingabe Gottes des Vaters in seinem Sohn durch den Heiligen Geist. Diese Einsicht des Glaubens rückt die schiefe Frage des religiösen Menschen zurecht, nicht: Wie kriege ich einen gnädigen Gott?, diese scheinbar so fromme Frage verleugnet ja, daß Gott sich meiner erbarmt hat; vielmehr: Wie lerne ich glauben, erkennen und bekennen, daß Gott mir gnädig geworden ist und kraft seiner Treue in alle Ewigkeit bleiben wird?

(c) Doch dies ist sicher noch weniger die Kernfrage des gegenwärtigen Menschen, welcher sich herzlich wenig um Gott kümmert. Wir können und wollen hier die Probleme und Nöte des sogenannten modernen Menschen nicht ausführlich diskutieren, einiges muß und kann aber angedeutet werden. Mögen wir das Wort »Gott« noch im Munde führen oder nicht, auch uns bleibt das Fragen nach dem Sinn unseres Lebens, nicht als ein abstraktes Problem, sondern als notvolle Wirklichkeit im Dschungel des Alltags. Zumeist stößt uns dies nur auf, wo die harte Faust eines unergründlichen Geschickes nach uns greift; dann seufzen wir: Warum gerade diese Krankheit, dieser Verlust eines lieben Menschen jetzt mir? Das gütige Verschontwerden dagegen vergessen wir leicht und schnell.

Stärker als Luther und seine Zeitgenossen haben wir modernen Menschen uns befreien können aus der Abhängigkeit von der Kreatur, die Natur ist uns nicht mehr die Statthalterin des unsichtbaren Gottes. Hierdurch sind wir jedoch zugleich um so abhängiger geworden von den Gesetzen und Zwängen unserer selbsterstellten Sekundärwelt. Auf eine Erntedankpredigt im überkommenen Schema werden die Bauern dem Pastor leise oder laut antworten: Mit dem lieben Gott sind wir in diesem Jahre ja ganz zufrieden - wie sollen wir aber mit der EWG klarkommen? An die Stelle des gnädigen Gottes scheint weithin nicht eigentlich, wie die Theologen noch zu verkünden belieben, der gnädige Nächste, sondern die gnädige Gesellschaft getreten zu sein.

Eines ist jedoch geblieben, in ihm sind gleichsam Luthers Einsichten in säkularisierter Gestalt mächtig: Auch wir heutigen Menschen vermögen nicht zu leben aus dem heraus, was wir miteinander erstellen. In all unserem

Planen und Gestalten vertrauen wir im kleinen wie im großen auf etwas, das niemand von uns in der Hand hat, welches sich uns gütig zuneigen, sich uns aber auch bedrängend entziehen kann, zwingen können wir es nicht. Keiner von uns hat es wirklich in der Hand, wenn er sich auf die Autobahn zwischen Frankfurt und Heidelberg wagt, daß er gut dort ankommt, wo er hinwill; zwei oder drei Autowracks am Straßenrand erinnern ihn jedesmal daran. Dies als ein vordergründiges Beispiel; die hintergründige Dimension wird vielleicht darin greifbar, daß gerade in den äußerlich wohlgesicherten Ländern, welche vom Krieg verschont blieben, die Lebensangst und der Lebensüberdruß am größten sind, wie die Selbstmordstatistiken zeigen. Auch der moderne Mensch kann sein Leben nicht restlos durchplanen und absichern, ja er würde es dort, wo dieser Versuch gelingt, nur seiner inneren Lebenskraft berauben. Ob wir an Gott glauben und von Gott sprechen oder nicht, wir alle wagen uns Tag für Tag hoffend und vertrauend in ein Dunkel hinein, ohne eine Garantie für den Sinn und das Gelingen unseres Wagnisses in den Händen zu haben. Diese Analogie zu Luthers Vertrauen auf das schon gesprochene Gnadenwort Gottes bleibt; sie ist einfach mit unserem Menschsein gegeben. Ich möchte sie im zweiten Gedankenkreis skizzieren.

(d) Zuvor müssen wir jedoch den tiefen Unterschied zwischen der Fragestellung Luthers und derjenigen unseres heutigen Alltages markieren. Er liegt wohl vor allem darin beschlossen, daß wir nicht mehr über unseren Tod und diese Welt hinauswarten auf Gottes endgültiges Offenbarwerden. Mit den Frommen des ausgehenden Mittelalters harrete der Reformator dem wiederkommenden Herrn entgegen. In diesem Warten auf Gottes letztes Hereinbrechen, auf unser Offenbarwerdenmüssen vor seinem Richterthron und unser Offenbarwerdendürfen in seinem Gnadenlicht, darin unterscheidet sich die Christenheit wohl zutiefst von der nachchristlichen Welt. Die Gemeinde Jesu Christi wird hier auch heute Farbe bekennen müssen. Luthers sogenannte Rechtfertigungslehre ist ohne diesen ihren eigentlichen Richt- und Zielpunkt unverständlich. Dieses Hindrängen auf Gottes endgültige Offenbarung werden wir wohl nur mangelhaft aus dem Selbstbewußtsein unserer Moderne herauskatechisieren können; das Zeugnis der Schrift muß uns in es hineinrufen. Gott ist nicht tot; er stellt uns alle miteinander vor sein Angesicht!

Das Zeugnis der Kirche und die Einsicht des gegenwärtigen Menschen in unsere Wirklichkeit stehen einander also weder fremd und feindlich gegenüber noch sind sie miteinander identisch; sie liegen vielmehr im Streit und ergänzen und befruchten sich zugleich wechselseitig. Dies sei in einem zweiten Gedankenkreis angedeutet.

II *Rechtfertigung des Gottlosen - existenziale Interpretation des Menschseins*

In Luthers Widerfahrnis der Rechtfertigung des gegen Gott aufbegehrenden Menschen sind letzte Geheimnisse unseres Menschseins bewußt geworden; die moderne Philosophie sucht diese Grundstrukturen unserer Existenz ganz losgelöst vom Christenglauben mit Hilfe der Methode existenzialer Interpretation zu analysieren. Die Einsicht in diese sich durchhaltenden Strukturen kann uns Christen eine Hilfe sein, das Menschliche an der Rechtfertigung aufzudecken und auch den Nichtchristen verständlich zu machen. Wenn wir dies versucht haben, dann bleibt noch das eigentliche Geheimnis der gläubigen Gottesbegegnung; es läßt sich nicht auflösen in Existenzanalyse. So kann diese zwar eine heute besonders wichtige Hilfe sein, Menschen an das Glaubensgeheimnis heranzuführen, sie kann und darf jedoch dieses nicht verdrängen oder gar ersetzen wollen. Diese innere Spannung sei in vier Andeutungen ein wenig entfaltet.

(a) Macht und Ohnmacht des Menschen - *de servo arbitrio*.

Unsere Verweise auf die gegenwärtige Situation der Menschheit ließen sich unter die Stichworte: Macht und Ohnmacht stellen. Luther sprach das hier schlummernde Geheimnis an in seiner Lehre vom versklavten Willen. Der Mensch ist kein Stein oder Holzklotz, er hat die freie Entscheidung, welche sich manifestiert in seiner kühnen Herrschaft über diese Erde, ja in seinem Vordringen in den weiten Kosmos. Und doch erfahren wir alle im kleinen und im großen mitten in unserer Macht eine von uns aus nicht zu überwindende Ohnmacht. Rechtes Gelingen eines Werkes, freie Hingabe eines Menschen, selbstlose Demut und hoffnungsfrohen Glauben kann niemand von uns erzwingen. Keiner ist letztlich Herr seines Lebens, keiner hat sich selber geboren, keiner sich seine Eltern, sein Volk, sein Zeitalter, ja nicht einmal sich selber ausgesucht, jeder hätte sich gerne anders, als er ist. Keiner von uns kann sein Leben von sich aus zur Vollendung bringen, er kann es höchstens verpfuschen; dieses alles gilt für einen jeden von uns und zugleich mehr oder weniger auch für alle Gemeinschaften, in denen wir leben, von der Familie bis hin zur gegenwärtigen Menschheit. Wir alle müssen und dürfen aus einer Gewißheit heraus leben und tun dies faktisch, deren Grundlage wir nicht selber gelegt haben noch fest in der Hand halten.

Dieses Geheimnis allen Menschseins ist in der Rechtfertigungslehre zugespitzt auf die sündige Selbstversklavung im Gewissen, auf das *Servum arbitrium*. Unter dem Gericht des ersten Gebotes deckt Luther im ständigen Hinblicken auf Jesu selbstlose Gottes- und Nächstenliebe die Selbstversklavung gerade unseres freien Willens auf. Indem wir frei entscheidend un-

seren Willen durchsetzen, halten wir uns zugleich in einer tieferen Schicht unserer Existenz selber fest im Eigen-Willen; wir setzen unseren Willen durch. Darin sind wir aber gerade nicht frei für Gott und den Nächsten, sondern verkrümmt in uns selber. Ein jeder wache Christ kennt diese schreckliche Selbstbesudelung und Selbstbefriedigung im versklavten Willen. Dieses Geheimnis der Bosheit in unserer Herzmitte deckt Luther in seiner Schrift gegen Erasmus unerbittlich auf.

(b) Existenz »vor«, vor Gott, vor den Menschen, vor dem eigenen Selbst.

Hierbei ist etwas im Spiel, welches man die Forum-Struktur unseres Menschseins genannt hat. In der Rückblendung auf uns selber leben wir alle ständig »vor«, im Angesicht anderer Menschen aber auch vor uns selber. Unser Herz, Verstand und Gewissen ist wie ein Forum, wie ein Gerichtshof, in welchem die anklagenden und entschuldigenden Stimmen einander widerstreiten. Wenn uns jemand zu schaffen macht, dann streiten wir uns in unserem Herzen mit ihm herum, auch wenn er leiblich über tausend Kilometer von uns getrennt oder gar schon gestorben ist. Dieser Gerichtshof funktioniert, ob wir etwas von Gott wissen wollen oder nicht. Die Gesetze für seine Urteile gewinnt er nicht einfach aus den Forderungen, welche durch unsere Mitmenschen an uns herangetragen werden; wir können diesen mit gutem Gewissen widersprechen. Es ist da etwas, das uns leitet; es läßt sich nicht einfach mit uns selber, noch mit den Mitmenschen, noch mit den Umständen, dem sozialen Milieu restlos identifizieren, obgleich dieses alles mitspricht. Es scheint hinauszugreifen über das rein Innerweltliche; das deutet sich darin an, daß eine lediglich innerweltliche Anklage sowie ein rein mitmenschlicher oder selbst gegebener Freispruch eigenartig zwängerschen Charakter annimmt, wie etwa bei den kommunistischen Schuldbekennnissen, aber auch bei unserer westlichen manipulierten Meinungsmache. Immer wieder bäumen sich Menschen dagegen auf, empfinden dies als unwürdig und entziehen sich durch indirekten oder direkten Protest. Dieses Geheimnis des Transzendierens unseres Gewissens können wir beobachten und aufweisen; daß hierin sich der transzendente Gott verborgen ansagt, können wir nicht mehr erweisen, sondern nur glauben oder ableugnen, jedoch ist auch der Gegenbeweis, daß hier letztlich nur das Dasein sich selber vor sich rufe, nicht zu bringen, auch dies muß »geglaubt« werden.

Das Phänomen des Gewissens verweist auf die Spannung von Gesetz und Evangelium. Wir sind in unserem Herzen auf ein Forum bezogen, dessen eigentlicher Gerichtsherr keine innerweltliche Größe zu sein scheint. Eine Anklage schlägt uns nieder, welcher wir nicht standzuhalten vermögen, ein Freispruch wird uns zuteil, welcher nicht kraft unseres Verdienstes erworben wurde. Hier gilt letztlich das Allein aus dem Gnadenzuspruch Gottes (sola

promissione und sola gratia), welcher allein im vertrauend-hoffenden Glaubenswagnis ergriffen werden kann (sola fide). Aber daß dieses Gott-Wesen, welches uns ständig im Gewissen vor sein verhülltes Antlitz ruft, uns ohne alle Vorbehalte annehmen will, das haben Menschen zwar gewünscht und gehofft, Gewißheit erwuchs ihnen jedoch erst daraus, daß dieser eine Jesus aus Nazareth im Namen und an Stelle des Unsichtbaren Sünden vergab, Not und Tod zurückschlug und zum Hochzeitsmahl der Himmelsherrschaft einlud und daß der unsichtbare Vater dies in der Auferweckung Jesu ratifizierte. In uns ist die anscheinend nur mit Gewalt abschließbare Offenheit auf dieses letzte Ja Gottes hin, das mag man als unser anonymes Christentum bezeichnen; Gottes väterliches Ja können wir uns jedoch nicht selber zusprechen, es muß uns zugesprochen werden ständig neu gegen die Selbstver zweiflung oder das Selbstvertrauen des alten Menschen.

(c) Der Einzelne und die Gemeinschaft.

Diese Forum-Struktur kommt in ihren Coram-Relationen ins Spiel, wo wir als Einzelne in den verschiedenen Gemeinschaften stehen. Die Reformation wurde hier weithin gedeutet als das Aufbegehren des religiösen Einzelnen gegen die kirchliche Gemeinschaft. Diese Deutung besitzt einen unaufgebaren Kern. Luther hat ihn in Augsburg und Worms bekennd bezeugt und in den Sermonen zum Bann (Sermo de virtute excommunicationis, 1518; Ein Sermon von dem Bann, 1520) exegetisch untermauert. Weil der Mensch im Gewissen hinausragt über diese Erdenwelt und Gott sich in diesem Gerichtshof als verhüllt anwesender Herr ansagt, deshalb kann und darf das Gewissen allein durch Gottes Wort regiert werden. Gerade im Hören auf das Wort der Kirche ist der Glaubende kraft des hierin ihn treffenden freien Gotteswortes unmittelbar vor seinen Herrn gestellt und darin befreit vom bloßen Hangen an Menschenworten. Diese letzte Freiheit und Gottunmittelbarkeit ist das Zeichen des Glaubenden, in ihr ist er Glied jener Kirche Gottes, welche unter Christi Kreuz verborgen ist und als solches zugleich in demütiger Liebe an die äußerliche Christenheit gewiesen. So gehört beides zutiefst zusammen: im Glauben ein gottunmittelbarer freier Herr und in der Liebe ein jedermann dienstbarer Knecht. In dieser unaufgebbaren Gottunmittelbarkeit des Christen bricht der Herr selber in Gericht und Gnade hinein in unseren Alltag. Die hierin wirksame Grundstruktur wird auch das Verhältnis zu Familie und Volk, Staat und Gesellschaft, Politik und Wirtschaft prägen. Gerade weil der Glaubende von diesen Mächten nicht seine letzte Rechtfertigung empfängt, darf er frei sein zum selbstlosen Dienen in ihnen. Wieder kommt hier das Geheimnis der Iustificatio ins Spiel: Wir alle müssen aus einem Ja heraus leben, das wir uns nicht selber zusprechen können und welches uns auch eine innerweltliche, mitmenschliche

Gemeinschaft nicht letztlich zu gewähren vermag. Es kann uns nur zugesprochen werden kraft Offenbarung. Wo dies erfolgt und der Zuspruch unsere Herzen im Vertrauen überwindet, da sind wir befreit zu selbstlosem Dienen in jenen innerweltlichen Gemeinschaften; wo dies nicht erfolgt, da muß irgendwie kompensiert werden in Kirche und Staat, in Gesellschaft und allen Bereichen des Lebens.

(d) Rechtfertigung der Sünder aus dem Opfer.

Hierin erschließt sich uns ein weiteres Geheimnis allen Lebens, die Notwendigkeit des Opfers. Wir alle suchen, ausgesprochen oder uns selber sehr verborgen, das volle, reine und heile Leben und scheuen zugleich davor zurück, denn wir ahnen unbewußt, daß dies uns nicht jenseits von Hingabe und Opfer zuteil wird. Sehnsucht nach voller Hingabe und zugleich Furcht vor letztem Engagement, jenes Hin- und Herschwanken kennen wir alle, ist es nicht auch gegenwärtig im Aufbegehren der jungen Generation gegen unsere etablierte Gesellschaft? Spiegelt sich hierin nicht etwas wider vom Hervorbrechen des neuen Menschen im Ersäuftwerden des alten Adam? Im Hinblick auf den Getauften hat Luther diesen Kampf zusammengefaßt in das mißverständliche »Simul iustus ac peccator«, Gerechter und Sünder zugleich. Der Reformator will hiermit keine abstrakte Beschreibung des Christenmenschen liefern, ihm ist es vielmehr eine Kampfparole, ja zuerst ein Bekenntnis zum Gotteswirken an und in uns. Diese Formel besagt: Wir sind getauft und stehen unter dem Reinigungs- und Heiligungswerk des Geistes - deshalb sind wir gerecht und angenehm vor Gott; zugleich aber tragen wir noch die Reste der Sündenverklavung an unserem Todesleibe und beten noch mit dem Vaterunser: Vergib uns unsere Schuld! - deshalb Sünder. Die Urschuld der Selbstsucht hat sich so tief in unser äußeres und inneres Wesen hineingefressen, daß Gott auch uns sterben lassen muß; nur durch den Tod und das Jüngste Gericht hindurch wird er uns endgültig dem Herrn Christus gleichgestalten; vor dem heiligen Gott leben wir nicht kraft unseres neuen Gehorsams, sondern allein kraft seiner Treue zu dem Werk, was er in unserer Taufe in uns begonnen hat und in alle Ewigkeit nicht verlassen will. Wir leben vor dem heiligen Gott allein kraft des allgenugsamen Opfers Christi, in das wir durch unsere Taufe aufgenommen sind und durch das ständige Wirken seines Geistes tiefer eingepflanzt werden.

Damit seien die zwangsläufig nur skizzenhaften Hinweise auf eine existentielle Entfaltung unseres Menschseins im Hinblick auf die Rechtfertigung vor Gott abgeschlossen. In dieser unserer Analyse liegt jedoch ein Problem verborgen, dem wir uns in dem dritten und letzten Gedankenkreis noch zuwenden möchten; in diesem Ansatz lauert die große Versuchung der gegenwärtigen Verkündigung und Lehre, mit Hilfe der Deutung aus der Existenz heraus

das Zeugnis der Rechtfertigung um seine Ausrichtung auf den dreieinigen Gott zu bringen.

III *Existenziale Interpretation der Rechtfertigung - nicht Reduktion auf die mitschwingenden Existenzstrukturen*

Die heute für uns kaum zu überwindende Versuchung, welcher nahezu alle modernen Deutungen der biblisch-reformatorischen Rechtfertigungsbotschaft erlegen sind, liegt darin, daß man die existenziale Interpretation aus einem dienenden Hilfsmittel zum eigentlichen Zentrum und zum letzten Skopos emporwachsen läßt. Wie dies zu vermeiden ist, das scheint mir die zentrale Frage an die gegenwärtige Predigt der Rechtfertigung zu sein.

(a) Es ist durchaus möglich, die Rechtfertigung von Jesus Christus, ja auch von Gott abzulösen und sie gleichsam a-christlich, ja a-theistisch zu verkünden. Man muß dazu nur die Zugangswege, welche wir im vorigen Gedankenkreis andeuteten, als das eigentliche Ziel der Analyse herausarbeiten; die heilige Schrift könnte man dazu durchaus weiter benutzen. Die These, welche die Deutungen bestimmt, würde dann etwa lauten: In der Bibel, vor allem in dem uns von Jesus Berichteten, aber auch in vielen Gestalten und Begebenheiten des Alten Testaments, ist uns das relativ unverstellteste Zeugnis eines Lebens und Sterbens aus dem Vertrauen an einen letzten Sinn heraus überliefert; deshalb benutzen wir in Augustins, Luthers, Pascals und Kierkegaards Nachfolge diese ehrwürdigen Schriften, um mit ihrer Hilfe die angedeuteten Grundstrukturen menschlicher Existenz herauszuarbeiten. Natürlich ließen sich auch andere Schriften und Erfahrungen der Menschheit zugrundelegen, ist doch die Darstellung an dessen inhaltlichen Aussagen nicht interessiert; sind diese doch als mythisch-legendäre Einkleidungen abzustreifen. In verhältnismäßiger Reinheit ist dieser Weg beschritten von Karl Jaspers und Fritz Buri; die meisten gegenwärtigen sogenannten modernen Theologen bewegen sich irgendwo in dem weiten Spannungsfeld zwischen diesen beiden und Luther.

(b) Der Reformator seinerseits blickt angespannt auf das verheißene Offenbarwerden Gottes; die existenziale Deutung, welche er mit Virtuosität übt, ist ihm lediglich Mittel zum Verständnis. Gott, welcher sich uns hier unter den Larven und Masken seines geistlichen und weltlichen Regimentes täglich bezeugt, ruft uns alle aus dieser vergehenden Welt heraus in das ewige Licht seiner letzten Zukunft. Gegenüber einer Reduktion der Verkündigung auf dieses Erdenleben würde Luther ein Zwiefaches einwenden und dabei Gesetz und Evangelium zur Anwendung bringen.

Mit dem Sterben ist doch alles zu Ende, so tönt es uns entgegen; Luther würde antworten: Das könnte euch so passen; ich habe es mir selber oftmals

gewünscht, wenn die Hand Gottes zu hart auf mir lastete; aber gebt euch keinen Illusionen hin; ihr könnt ihm nicht entwischen, selbst nicht in das Nichts, auch dort wird seine Hand euch packen und in das Licht vor sein heiliges Angesicht stellen. Es gibt keine Flucht vor Gott, auch nicht in das Nichts. Selbst durch das Gerede von seinem Tode werden wir uns nicht herausmanövrieren können aus seinem Gericht. Das sagt das Gesetz. Das Evangelium dagegen sagt: Indem Gott Jesus aus dem Tode erweckte, erwies er sich als Herr des Nichts; indem er uns durch die frohe Botschaft anspricht, ruft er auch uns quer durch alles Todesdunkel hindurch ins helle Licht vor sein Angesicht. Es ist der Adel des Menschen, auch vor dem Tod nicht zu kapitulieren, sondern auszuharren auf unser endgültiges Offenbarwerden vor Gott. Wer Gott ist und wer wir sind, beides wird sich erst letztgültig enthüllen in Gottes Kommen zum Gericht und zur Vollendung.

(c) Damit stoßen wir auf den weiten Spannungsbogen, welcher die Rechtfertigungslehre überwölbt und in welchem alle Aussagen über die Rechtfertigung des Sünders erst ihren rechten Platz gewinnen. Leider ist dieser übergreifende Zusammenhang in der Lutherforschung noch kaum gesehen, geschweige denn expliziert. Es ist jenes weltumspannende Sich-Durchsetzen des alles zurechtbringenden Gottesrechtes. Mit dem Apostel Paulus hat auch der Reformator Luther die Rechtfertigung eingezeichnet in den übergreifenden Bogen des Gotteswirkens von der Schöpfung aus dem Nichts bis zur Totenauferweckung und Neuschöpfung aller Kreatur.

In allem setzt Gott sein heiliges und barmherziges Gottesrecht durch, er tut dies jedoch nicht, wie das Spätjudentum es erhoffte, in der Gestalt der Thora, des heiligen Mosesgesetzes, sondern in der Dahingabe seines Gesandten Jesus aus Nazareth; kraft dessen Opfertod und Verherrlichung wandelt er die Welt. Gott wird sich darin als der Weltherrscher erweisen, daß er alles hineinzieht in dieses Sterben und Auferstehen, die Christenheit und den einzelnen Glaubenden, die Menschheit und alle außermenschliche Kreatur. Er setzt sein heiliges, alles zurechtbringendes Gottesrecht, seine Segens- und Gnadenherrschaft durch, hier noch verhüllt und verborgen unter dem Kreuz des Sohnes, dort in unverhüllter Öffentlichkeit. Für den einzelnen Glaubenden erfolgt dieses Bereitwerden der Söhne für das Reich in Rechtfertigung und Heiligung, Buße und Vergebung, Glaube und Liebe, für die Christenheit im Bewahrtwerden unter dem Kreuz mitten in den Anfeindungen von außen und den Anfechtungen von innen, für alle Menschen durch Gottes weltliches Regiment, für die nichtmenschliche Kreatur in der seufzenden Teilhabe an Christi Kreuzesdienst unter den alles mißbrauchenden Menschen; durch alle Höhen und Tiefen geht der Sehnsuchtschrei nach demjenigen hindurch, der allein das heilige und gnädige Recht heraufführen kann, welches die Finsternis vom Licht scheidet; ohne dieses unbeirrte War-

ten auf das weltumspannende Aufrichten des heiligen und gnädigen Gottesrechtes, ohne dieses sehnsüchtige Ausschau-Halten nach dem letzten Hoheitsakt, welcher alles Dunkle um uns aber auch in uns endgültig überwindet und die wahre Gottesherrschaft manifest macht, ist das Rechtfertigungszeugnis des Apostels und die Rechtfertigungslehre des Reformators nicht zu verstehen. Dieser weite Spannungsbogen dürfte für die gegenwärtige Predigt von nicht minder großer Aktualität sein.

Es ist ein Reich der Gnaden, das da gewaltiger in und über uns ist denn aller Zorn, Sünde und alles Übel.

Du mußt das Gnadenreich kindlicher Weise also fassen, daß Gott habe durchs Evangelium einen neuen großen Himmel über uns, die wir glauben, gebauet, das heiße der Gnadenhimmel, und ist viel, viel größer und schöner denn dieser Himmel, dazu ewig, gewiß und unvergänglich.

Wer nun unter diesem Himmel ist, der kann nicht sündigen, noch in Sünden sein; denn es ist ein Gnadenhimmel, unendlich und ewig. Und ob jemand sündigte oder fele, der fället darum nicht außer demselbigen Himmel; er wolle denn nicht drunter bleiben, sondern mit dem Teufel in die Hölle fahren, wie die Ungläubigen tun. Und obgleich sich die Sünde fühlen läßt oder der Tod die Zähne bleckt und der Teufel schreckt, so ist hier viel mehr Gnaden, die waltet über alle Sünde, und viel mehr Lebens, das waltet über den Tod, und viel mehr Gottes, der waltet über alle Teufel; daß solche Sünde, Tod und Teufel in diesem Reich nichts anders ist, denn wie finstere Wolken unter dem leiblichen Himmel, welche wohl den Himmel verdecken eine Zeitlang, aber sie mögen nicht über ihn herrschen, müssen unter ihm bleiben und den Himmel lassen über sich bleiben, walten und herrschen; sie aber müssen zuletzt vergehen.

Solchs kann ja nicht mit Werken zugehen, sondern mit dem Glauben allein.

LUTHER: 117. Psalm ausgelegt, 1530. WA 31 I, 245.

DER LITERARISCHE ERTRAG DES REFORMATIONSJUBILÄUMS IN DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK

Von Ingetraut Ludolphy

Wir beschränken uns mit unserem Bericht auf selbständige Veröffentlichungen in Buch- bzw. Heftform. Neuauflagen, Zeitschriftenaufsätze und Zeitungsartikel können nicht berücksichtigt werden; auch ergeben sie nichts grundsätzlich Neues. Da es uns um ein Resümee und nicht um eine Stellungnahme geht, lassen wir, soweit es der Raum gestattet, die Autoren selbst zu Worte kommen.

Die fünfundzwanzig Werke stammen von verschiedenen Verfassern, aus unterschiedlichen Bereichen und aus diversen Verlagen, wobei es auch Überschneidungen gibt. Als Ordnungsprinzip empfiehlt sich eine Aufteilung nach Verlagen.

Beim VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften Berlin erschienen zwei Bücher. Die umfängliche Festschrift des »Komitees der Deutschen Demokratischen Republik für die zentralen Veranstaltungen anlässlich des 450. Jahrestages der Reformation« mit dem Titel *450 Jahre Reformation* wurde von LEO STERN (Dr. Dr. h. c., Dr. h. c., em. Professor für Neue Geschichte, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg) und MAX STEINMETZ (Dr. phil. habil., Professor für Deutsche Geschichte, Karl-Marx-Universität Leipzig) herausgegeben. Mit der Redaktion waren ERHARD VOIGT (Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Universität Halle) und GERHARD BRENDLER (Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Rat der Stadt Wittenberg) betraut.¹

Das zweite Werk dieses Verlags zu unserem Thema ist die Lutherbiographie von GERHARD ZSCHÄBITZ (Dr. phil. habil., Professor für Deutsche Geschichte, Universität Leipzig) *Martin Luther. Größe und Grenze*.²

Sachlich schließt sich beiden eng die »im Auftrage des Rates der Lutherstadt Wittenberg« von GERHARD BRENDLER herausgegebene Schrift an: *Die Reformation in Deutschland. Materialien zur Geschichte der frühbürgerlichen Revolution*.³

- 1 (Komitee der DDR für die zentralen Veranstaltungen anlässlich des 450. Jahrestages der Reformation) *450 Jahre Reformation*. Hrsg. von Leo Stern und Max Steinmetz. Redaktion: Erhard Voigt und Gerhard Brendler. Berlin: VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften 1967. 496 S. mit Abb. gr.8°.
- 2 Gerhard Zschäbitz: *Martin Luther. Größe und Grenze. Teil I (1483-1526)*. Berlin: VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften 1967. 236 S. 8°.
- 3 *Die Reformation in Deutschland. Materialien zur Geschichte der frühbürgerlichen Revolution*. Lutherstadt Wittenberg: Herstellung: Elbe-Druckerei 1967. 180 S. 8°.

Fünf Werke brachte der Union-Verlag Berlin heraus. Ebenfalls eine Festgabe stellt die Schrift *Reformation und Revolution* dar, herausgegeben von GERALD GÖTTING (Vorsitzender der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands, Stellvertretender Vorsitzender des Staatsrates der Deutschen Demokratischen Republik, Vorsitzender des Komitees der DDR für die zentralen Veranstaltungen anlässlich des 450. Jahrestages der Reformation).⁴

Von HERBERT TREBS (Dr. theol. habil., Professor mit Lehrauftrag für Ökumenik, Humboldt-Universität Berlin) stammt die Publikation *Martin Luther heute. Größe und Grenze des Reformators in sozialhistorischer Sicht*.⁵

Unter dem Titel *Reformation - Revolution* brachte der Verlag den »Bericht über die XVI. Sitzung des Hauptvorstandes der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands am 3. Oktober 1967 auf der Wartburg«.⁶

Nr. 163 der »Hefte aus Burscheidungen«, die das Sekretariat des Hauptvorstandes der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands herausgibt, trägt den Titel: *Die Reformation als Erbe und Auftrag*. Es enthält »einen stellenweise gekürzten und stilistisch bearbeiteten Nachdruck« »der »Wegweisung« der Generalsynode der Reformierten Kirche von Ungarn«.⁷

Und schließlich brachte der Verlag eine ansprechend aufgemachte Gedichtauswahl, zusammengestellt von RUTH BÖHNER (Lektorin im Union-Verlag) heraus unter dem Titel: *Martin Luther im deutschen Gedicht*. Eine Auswahl.⁸

Neun Veröffentlichungen stammen aus der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin. Als »Reformationsgedenkbuch« erschien *Erbe und Verpflichtung*,

4 *Reformation und Revolution*. Mit Beiträgen von Gerald Götting, Vitali Borovoi, Raúl Fernández Ceballos, Emil Fuchs, Josef L. Hromádka, Carl Ordnung, Otto Hartmut Fuchs, Walter Bredendiek und Günter Wirth. Hrsg. von Gerald Götting. Berlin: Union-Verlag (1967). 158 S. 8°.

5 Herbert Trebs: *Martin Luther heute. Größe und Grenze des Reformators in sozialhistorischer Sicht*. Berlin: Union-Verlag (1967). 137 S. 8°.

6 *Reformation - Revolution*. Bericht über die XVI. Sitzung des Hauptvorstandes der CDU Deutschlands am 3. Oktober 1967 auf der Wartburg. Hrsg. vom Sekretariat des Hauptvorstandes der CDU Deutschlands. Halle (Saale): Union-Druck 1967. 55 S. 8°.

7 *Die Reformation als Erbe und Auftrag*. Aus der »Wegweisung« der Generalsynode der Reformierten Kirche von Ungarn. (Berlin): Christlich-Demokratische Union Deutschlands ([Auslfg.:] Union-Verlag) 1967. 36 S. 8° = Hefte aus Burscheidungen 163.

8 *Martin Luther im deutschen Gedicht*. Eine Auswahl, zusammengestellt von Ruth Böhner. Berlin: Union-Verlag (1967). 115 S. mit Abb. 8°.

herausgegeben von FRANZ LAU (D., Professor für Kirchengeschichte, Universität Leipzig).⁹

Die 95 Thesen Martin Luthers wurden neu herausgegeben und übersetzt von INGETRAUT LUDOLPHY (Dr. theol. habil., Dozentin für Kirchengeschichte, Universität Leipzig).¹⁰

Über *Die Reformationsfestpredigt* arbeitete EBERHARD WINKLER (Dr. theol. habil., Dozent für Praktische Theologie, Universität Halle).¹¹

HERBERT VON HINTZENSTERN (Dr., Kirchenrat, Weimar) brachte zwei kleine Bücher heraus, unter dem Titel: *300 Tage Einsamkeit*. Dokumente und Daten aus Luthers Wartburgzeit¹² und einen Erinnerungsband: *Luther in Eisenach*,¹³ der allerdings nicht aus der Evangelischen Verlagsanstalt stammt.

Da der sechzigste Geburtstag von Franz Lau zufällig mit dem Jubiläumsjahr zusammenfiel, wurde die Festschrift für den Lutherforscher *Vierhundertfünfzig Jahre lutherische Reformation 1517-1967*¹⁴ bewußt damit in Zusammenhang gebracht, indem nur Beiträge aus der Lutherforschung aufgenommen wurden.

Daß RUDOLF HERMANN'S Kollegmanuskript von *Luthers Theologie*, der erste Band der »Gesammelten und nachgelassenen Werke«¹⁵ im Jubiläumsjahr erschien, ist gleichfalls ein zufälliges Zusammentreffen.

Ebenfalls ergab es sich, daß der Band *Rechtfertigung im Gespräch zwi-*

- 9 Erbe und Verpflichtung. Reformationsgedenkbuch. Hrsg. von Franz Lau. Berlin: Evangelische Verlagsanstalt (1967). 212 S. 8°.
- 10 Die 95 Thesen Martin Luthers. Hrsg. und übers. von Ingetraut Ludolphy. Berlin: Evangelische Verlagsanstalt (1967). 37 S. kl.8°.
- 11 Eberhard Winkler: Die Reformationsfestpredigt. Berlin: Evangelische Verlagsanstalt (1967). 50 S. gr.8°. = Aufsätze und Vorträge zur Theologie und Religionswissenschaft H. 41.
- 12 Herbert von Hintzenstern: 300 Tage Einsamkeit. Dokumente und Daten aus Luthers Wartburgzeit. [Hrsg. von der Pressestelle der Ev.-Luth. Kirche in Thüringen. - Berlin: Evangelische Verlagsanstalt in Verb. mit dem Wartburg Verlag Max Keßler, Jena 1967]. 70 S. mehr. Abb. 8°.
- 13 Herbert von Hintzenstern: Luther in Eisenach. Mit Zeichnungen von Erich Bock. Hrsg.: Das Kuratorium des Lutherhauses Eisenach. Jena: Wartburg Verlag Max Keßler (1967), 46 S. gr.8°.
- 14 Vierhundertfünfzig Jahre lutherische Reformation 1517-1967. Festschrift für Franz Lau zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Helmar Junghans, Ingetraut Ludolphy, Kurt Meier. Berlin: Evangelische Verlagsanstalt (1967). 426 S. gr.8°. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- 15 Rudolf Hermann: Gesammelte und nachgelassene Schriften. Hrsg. von Horst Beintker. Bd. I: Luthers Theologie. Berlin: Evangelische Verlagsanstalt (1967). 252 S. gr.8°.

schen Thomas und Luther von ULRICH KÜHN (Dr. theol. habil., Dozent für Systematische Theologie, Sprachenkonvikt der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg) und OTTO H. PESCH OP (Dr., Dozent an der Albertus-Magnus-Akademie Walberberg) im gleichen Jahr erschien.¹⁶

Zwei Bildbände schließen die Reihe. PAUL ARNOLD (Dr., Leiter des Münzkabinetts Dresden) brachte neunundvierzig Aufnahmen von Medaillen der Reformationszeit, die im Dresdner Münzkabinet aufgenommen wurden,¹⁷ und KURT KALLENSEE (Pfarrer, Halle) hat unter dem Titel *Zum Lobe Gottes Bilder der Reformationszeit* zusammengestellt.¹⁸

Eine Sonderstellung nimmt das repräsentative Sachbuch *Reformation in Europa*¹⁹ ein. Es entstand bei Edition Leipzig, Verlag für Kunst und Wissenschaft. Wie in der BRD der Johannes-Stauda-Verlag, Kassel, in den USA Concordia Publishing House, St. Louis, in den Niederlanden Kosch & Boening, Amsterdam, und in Schweden Diakonistyrelsens Bokförlag, Stockholm, so hat die Evangelische Verlagsanstalt Berlin den Vertrieb in der DDR übernommen. Herausgeber ist OSKAR THULIN (Dr. habil., Professor, Direktor der Lutherhalle Wittenberg), Beratung und Textredaktion lagen in den Händen von INGETRAUT LUDOLPHY. Es wäre wohl ungerecht zu verschweigen, welch große Verdienste der Verlag um das Zustandekommen und den jetzigen Stand des Buches hat.

Der gleiche Verlag brachte ein Faksimile der Originalausgabe von *Aurifabers Tischreden Martin Luthers* aus dem Jahre 1566 heraus, zu dem JOHANNES ADLER (Cheflektor der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin) das Nachwort verfaßte.²⁰

16 Ulrich Kühn (u.) Otto H. Pesch OP: Rechtfertigung im Gespräch zwischen Thomas und Luther. (Hrsg. von der Konfessionskundlichen Forschungsstelle des Evang. Bundes in der DDR.) Berlin: Evangelische Verlagsanstalt (1967). 85 S. gr.8°.

17 Paul Arnold: Medaillenbildnisse der Reformationszeit. Mit 49 Aufnahmen von Walter Danz. Berlin: Evangelische Verlagsanstalt (1967). 119 S. 8°.

18 Kurt Kallensee: *Zum Lobe Gottes*. Die Botschaft der Freude im reformatorischen Bild. Hrsg. auf Veranlassung der Ev.-luth. (altluth.) Kirche. Berlin: Evangelische Verlagsanstalt (1967). 74 S. mit Abb. gr.8°.

19 *Reformation in Europa*. Hrsg. von Oskar Thulin. Beratung und Textredaktion Ingetraut Ludolphy. Berlin: Evangelische Verlagsanstalt (1967). 351 S. mit Abb. gr.8°. Engl. durch J. E. Nopola u. a.

20 *Tischreden oder Colloquia Doct. Mart. Luthers*. So er in vielen Jaren, gegen gelarten Leuten, auch frembden Gesten u. s. Tischgesellen gefüret. Nach d. Heubtstücken unserer christl. Lere zsgetragen. Eisleben: U. Gaulisch 1566. (Fotomechanischer Nachdruck. Mit einem Nachwort von Johannes Adler) (Leipzig: Edition Leipzig 1967). 626 gez. B. VI S. 4°.

Der Verlag, in dem die Weimarer Lutherausgabe erscheint, gab den Band heraus: *Die Reformation in Dokumenten*.²¹

Die *Weimarer Lutherausgabe* wurde ergänzt.^{22 u. 23}

Die Evangelische Haupt-Bibelgesellschaft Altenburg brachte als Gabe zum Jubiläum den *Psalter in der Übersetzung Martin Luthers*²⁴, und zwar in der Form, daß dem Text der Bibelausgabe aus dem Jahre 1534 der des Jahres 1964 gegenübergestellt ist.

Und schließlich sei eine landesgeschichtliche Studie genannt: *Sachsen im Zeitalter der Reformation* von KARLHEINZ BLASCHKE (Dr. phil. habil., Archivar, Staatsarchiv Dresden).²⁵

I

Die Einzelbesprechung beginnen wir mit der Lutherbiographie (vgl. Anm. 2), weil sie, für die nur ein Autor verantwortlich zeichnet, ein geschlossenes Bild liefert.

Der Verfasser ist dem Kirchenhistoriker bereits durch seine Schrift »Zur mittelalterlichen Wiedertäuferbewegung nach dem großen Bauernkrieg«²⁶ bekannt. Er schrieb das vorliegende Buch »anlässlich der Erinnerungsfeierlichkeiten zur 450. Wiederkehr des Wittenberger Thesenanschlags, des Beginns der frühbürgerlichen Revolution in Deutschland« (S. 6); denn der »humanistische Charakter unseres Staates erlegt uns die Würdigung des positiven Erbes der Vergangenheit auf und verlangt die wohlabgewogene

21 *Die Reformation in Dokumenten*. Aus den Staatsarchiven Dresden und Weimar und aus dem Historischen Staatsarchiv Oranienbaum. Hrsg. von Hans Eberhardt und Horst Schlechte mit 36 Faksimiles und einer Karte. Weimar: Böhlau 1967. 88 S. 4°.

22 Martin Luther: Werke. Kritische Gesamtausgabe. Weimar: Böhlau 1967. 4°. Bd. 30, Abt. 2. Revisionsnachtrag. 173 S.

23 Martin Luther: Werke. Kritische Gesamtausgabe. Weimar: Böhlau 1967. 4°. Briefwechsel Bd. 12 (Nachträge). 492 S.

24 450 Jahre Reformation. Der Psalter in der Übersetzung D. Martin Luthers 1534 und 1964. Altenburg: Evangelische Haupt-Bibelgesellschaft 1967. 355 S. gr.8°.

25 Karlheinz Blaschke: *Sachsen im Zeitalter der Reformation*. = Sonderdruck aus den »Sächsischen Heimatblättern«, Wissenschaftliche Heimatzeitschrift für die Bezirke Dresden, Karl-Marx-Stadt und Leipzig. Hrsg. vom Deutschen Kulturbund, Bezirkskommissionen Natur und Heimat, in Verbindung mit der Deutschen Historiker-Gesellschaft. Presseamt beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. Druck: VEB Buchdruckerei Radeberg. 68 S. mit Abb. 4°.

26 Gerhard Zschäbitz: *Zur mittelalterlichen Wiedertäuferbewegung nach dem großen Bauernkrieg*. Berlin: Rütten & Loening 1958. = *Leipziger Übersetzungen und Abhandlungen zum Mittelalter*. Reihe B, Bd. 1. 179 S. gr.8°.

Einordnung der revolutionären Ereignisse des beginnenden 16. Jahrhunderts in das Geschichtsbild unseres Staates, fordert damit aber auch zugleich die objektive Wertung Luthers als eines ihrer großen Repräsentanten« (S. 222). Zschäbitz will zeigen, »wie unlösbar religiöse Auseinandersetzungen mit den Klassenkämpfen der frühbürgerlichen Revolution verquickt und verschmolzen waren, und daß jene überhaupt erst durch diese verständlich werden« (S. 223). Er kommt zu dem Ergebnis:

»Martin Luther war ein Mensch des 16. Jahrhunderts, eingebettet in dessen Bewußtseinstradition und fest verankert im Gesellschaftsgefüge der Zeit. Dem müssen wir Rechnung tragen, wenn wir Luthers Rolle in der National-, aber auch in der Weltgeschichte objektiv erfassen wollen, wenn wir das fortschrittlich Neue zu umreißen suchen, das sein Schaffen in Wechselwirkung mit der deutschen Gesellschaft hervorgebracht hat. Wir Nachgeborenen können nicht mit ihm deswegen hadern, daß er bürgerlicher Theologieprofessor im Kurstaate Sachsen und nicht Bauernführer in Thüringen war. Ein ahistorisches Wunschenken verzeichnet seinen Gegenstand stets. Seine wirkliche Leistung in damaliger Zeit wird ablesbar an den allgemeinen Erfordernissen des objektiven Geschichtsverlaufs. Diese Leistung aber ist trotz ihrer historisch bedingten Begrenztheit gewaltig. Luther schuf, das Wollen seiner Gesellschaft aufnehmend, zusammenfassend und verallgemeinernd, die städtbürgerliche religiöse Ideologie, die dem kapitalistischen Fortschritt auf seiner damaligen Stufe entsprach. Der bis zur physischen und psychischen Selbstvernichtung um einen gnädigen Gott ringende Mönch trat dem mächtigen Rom entgegen, nicht immer furchtlos und sicher, aber stets von der ihm heiligen Pflicht seines Berufes und seines akademischen Grades angespornt. Zu Wittenberg saß kein zaghafter und weltfremder Gelehrter, sondern eine dämonische Kämpfernatur mit vielen liebenswerten persönlichen Zügen und vielen uns heute abstoßenden Charaktereigenschaften, die vom homo religiosus zum ideologischen Führer des Besitzbürgertums emporwuchs und mit persönlichem Einsatz von Leib und Leben seine Lehre verteidigte. Den Luther, dem zu Worms die Massen zujubelten, müssen wir achten, den Luther, der auf der Höhe seines Kampfes mit maßlosen Mitteln und unbändigem Haß die volle Entfaltung der Revolution zu verhindern trachtete, sollten wir aus seiner Klassen- und Gesellschaftsbindung heraus als historische Persönlichkeit zu verstehen suchen. Mit Worms erreichte zugleich die aufsteigende Linie des Bürgertums ihren Kulminationspunkt, während die radikalere Gesellschaftskräfte dem ihrigen erst zustrebten. Wir dürfen nicht nur fragen, was hat ein Luther für die Reformation oder ein Müntzer für die Volksreformation geleistet, sondern müssen mit gleicher Eindringlichkeit untersuchen, wie die Klassenkämpfe Lehre und Handeln dieser Ideologen beeinflußt und geformt haben, sonst geraten wir in die Nähe einer einseitigen, wenn nicht gar idealistischen Betrachtungsweise. Die Bewußtseinsinhalte sind innerhalb eines revolutionären Spannungsbogens - zumindest in ihrer optimistischen oder pessimistischen Tendenz - abhängig von der aufsteigenden oder absteigenden Linie der Klassenkämpfe, eine Gesetzmäßigkeit, der auch Thomas Müntzer unterlag, die wir allerdings nicht mechanisch in Anwendung bringen dürfen.« (S. 223 f)

Zwei Beispiele mögen die Betrachtungsweise veranschaulichen: Im ersten der sechs Abschnitte »Der Lernende und seine Umwelt (1483-1505)« meint Zschäbitz, den Klostereintritt unter anderem dadurch erklären zu können, daß sich hier »wohl eine innere Spannung, unter der der feinnervige Luther seit langem gelitten haben mochte«, »entlud«. »Er wird in vielerlei Hinsicht zwischen Widersprüchen hin- und hergerissen worden sein, die sich letztlich auf das Spannungsfeld der unaufhaltsam heraufziehenden Gesellschaftskrise zurückführen lassen, unter deren grauen Schwingen sich Höllenangst und Todesfurcht des Einzelnen gar wohl bis zur Unerträglichkeit zu potenzieren vermochten.« Auch die »Sündenangst« ist »durch die allgemeinen gesellschaftlichen Spannungen« »begünstigt« (S. 33).

Im zweiten Abschnitt »Der Zweifler und die Kirche (1505-1517)« kommt Zschäbitz zu dem Ergebnis: »Der Prozeß des allmählichen Durchdenkens zahlreicher Einzelheiten im kirchlichen Leben verlief nicht gradlinig, aber er vollzog sich dergestalt, daß Luthers Erkenntnisse immer deutlicher die Wünsche und Bestrebungen der vorwärtsdrängenden Kräfte der deutschen Gesellschaft, besonders des Stadtbürgertums, theologisch sanktionierten. Deshalb zeugen seine ersten Überlegungen zur Um- und Neugestaltung des kirchlichen Lebens - ihm freilich unbewußt - vom Geist der von Warenproduktion und Frühkapitalismus geprägten Zeit.« Das wird im einzelnen ausgeführt: »Jeder solle Gott vor allem in seinem Berufe verehren. Er [sc. Luther] wies seine Hörer auf die Gottwohlgefälligkeit von Fleiß und Arbeitssamkeit hin« (S. 67). Und es führt zu dem Fazit: »Luthers Bedeutung liegt darin, daß er zahlreiche bereits vorhandene Vorstellungen aufgriff, sie verarbeitete und in gedanklichem Ringen verschmolz, so daß die Grundzüge seiner Lehren den Anforderungen des gesellschaftlichen Fortschritts entsprachen. Objektiv gab Luther dem Massenprotest gegen Widersacher einer fortschrittlichen gesellschaftlichen Entwicklung Ausdruck und brachte ihn in die wissenschaftlich tragfähige Form.« (S. 72)

Daß der Profanhistoriker in theologischen Fragen nicht sattelfest und im einzelnen weder auf der Höhe der Forschung noch in bezug auf die Forschungsrichtungen informiert ist, wird ihm bei diesem ersten Vorstoß niemand verübeln. Daß die nichttheologischen Einzelfragen sachlich und präzise behandelt werden, ist bei dem Verfasser selbstverständlich. Der Theologe wird ihm manche Information und manches Zitat danken, die ihm in der gängigen Literatur noch nicht begegnet sind. Gespannt kann man auf die Fortsetzung in einem zweiten angekündigten Bande sein, für die sich Zschäbitz folgendes Ziel gesteckt hat: »Daß die lutherische Bewegung unter den Bedingungen der Niederlage der frühbürgerlichen Revolution aber auch im eigenen Ursprungslande nicht gänzlich ihrer progressiven Rolle beraubt

werden konnte, das vorwiegend darzulegen, muß einem zweiten Teil dieser populärwissenschaftlichen Biographie vorbehalten bleiben.« (S. 225)²⁷

Die Festschrift (vgl. Anm. 1) enthält fünfundzwanzig Beiträge sowie einen davon getrennten Bildteil, der neben Abbildungen zur Reformationsgeschichte solche zu vier Beiträgen bringt, worunter sich Seltenheiten finden.

Der Inhalt umfaßt, sowohl was die Themen als auch was die Verfasser anbelangt, einen sehr weiten Ausschnitt. Für alle Beiträge gilt, daß die Autoren jeweils auf dem von ihnen behandelten Gebiet besonders gearbeitet haben, wenn auch das Niveau im einzelnen unterschiedlich ist. Geordnet sind sie derart, daß vom Allgemeinen zum Besonderen gegangen wird. Dabei hatte jeder Verfasser die Hände frei, seinen Aufsatz nach seinem eigenen Verständnis der Dinge zu gestalten. Das bedeutet, daß das Gesamtwerk in der Grundhaltung nicht einheitlich ist, dafür aber eine Palette möglicher Auffassungen bietet. Stellenweise wird neueste, ja noch unveröffentlichte Literatur verwendet. Häufig werden auch Aufsätze aus den »Mitteilungen der Luther-Gesellschaft« zitiert.

Das Buch ist nicht nur anregend, ja stellenweise provozierend, sondern wer sich in der nächsten Zeit mit den einzelnen, in den Beiträgen angeschnittenen Themen beschäftigen wird, wird nicht darum herumkommen, auch auf die hier gebotenen Artikel zurückzugreifen. Um eine Vorstellung vom Inhalt zu geben, sollen im Folgenden Verfasser, Themen der Beiträge sowie nötigenfalls das jeweilige Stück des Autorenverzeichnisses zusammengestellt werden, wie es auf den Seiten 496 f zu finden ist:

GERALD GÖTTING: 450 Jahre Reformation.

LEO STERN: Probleme der Reformation im Spiegel ihrer Säkularfeiern.

MAX STEINMETZ: Die nationale Bedeutung der Reformation.

GERHARD BRENDLER: Reformation und Fortschritt.

ERDMANN SCHOTT: Die theologische Bedeutung der 95 Thesen. (D., em. Professor für Systematische Theologie, Universität Halle).

SIEGFRIED HOYER: Luther und die Häresien des Mittelalters (Dr. phil. habil., Dozent für Deutsche Geschichte des Mittelalters, Institut für Deutsche Geschichte, Universität Leipzig).

MANFRED MEYER: Hutten und Luther. (Dr. phil., Wiss. Oberassistent, Institut für Deutsche Geschichte, Universität Leipzig).

GÜNTER VOGLER: Luthers Geschichtsauffassung im Spiegel seines Türkenbildes. (Dr. phil., mit der Wahrnehmung einer Dozentur für Neuere Deutsche Geschichte beauftragt, Institut für Deutsche Geschichte, Universität Berlin).

KARL CZOK: Revolutionäre Volksbewegungen in mitteldeutschen Städten zur Zeit von Reformation und Bauernkrieg. (Dr. phil. habil., Professor für Mittelalterliche

²⁷ Für die wissenschaftliche Auseinandersetzung wird auf die demnächst in der ThLZ erscheinende Besprechung verwiesen.

- Deutsche und Deutsche Landesgeschichte, Institut für Deutsche Geschichte, Universität Leipzig).
- GERD FESSER: Luthers Stellung zur Obrigkeit, vornehmlich im Zeitraum von 1523 bis 1532. (Dipl. hist., Wiss. Assistent, Historisches Institut, Friedrich-Schiller-Universität Jena).
- WALTER ZÖLLNER: Der Untergang der Stifter und Klöster im sächsisch-thüringischen Raum während des Reformationszeitalters. (Dr. phil. habil., Dozent für Historische Hilfswissenschaften, Institut für Allgemeine Geschichte, Universität Halle).
- PETER MEIER: Die Ursachen der Säkularisation Preußens und ihre Beziehungen zur Lutherischen Reformation. (Dr. phil., Wiss. Mitarbeiter, Historisches Institut, Universität Jena).
- JOACHIM KUHLES und WOLFGANG KÜTTLER: Bürgertum und Reformation in den ostbaltischen Ländern. (Dr. phil., Wiss. Mitarbeiter, Institut für Geschichte der europäischen Volksdemokratien, Universität Leipzig).
- GYÖRGY SZÉKELY: Gesellschaft, Kultur und Nationalität in der Lutherischen Reformation in Ungarn. (Dr., Professor, Universität Budapest).
- ROBERT MANDROU: Lucien Febvre? Ein Schicksal - Martin Luther. (Dr., Professor, École des hautes Études, Sciences économiques et sociales, Sorbonne Paris).
- ERWIN ARNDT: Um die rechte deutsche Bibel. (Dr. phil. habil., Dozent für deutsche Sprache und ältere deutsche Literatur, Germanistisches Institut, Universität Berlin).
- ERNST HERMANN MEYER und JOHANNA RUDOLPH: Zur Musik der Reformationszeit. (Dr. phil., Dr. h. c., Professor für Musikwissenschaft, Universität Berlin. Dr. phil., Wiss. Mitarbeiterin des Ministeriums für Kultur, Berlin).
- ERNST ULLMANN: Albrecht Dürer und das Menschenbild der frühbürgerlichen Revolution in der bildenden Kunst. (Dr. phil., Dozent für Kunstgeschichte, Institut für Kunstgeschichte und Kunsterziehung, Universität Leipzig).
- FRANZ HOFMANN: Die Reformation als bildungsgeschichtliches Phänomen. (Dr. paed. habil., Professor für Pädagogik, Universität Halle).
- HANS AHRBECK: Die Darstellung der Lutherischen Reformation in den Anfängen der pädagogischen Historiographie (1779-1842). (Dr. phil., em. Professor für Pädagogik, Universität Halle).
- HELMUT LIEBSCH: Die Reformationsdichtung Martin Rinckarts. (Dr. phil., Lehrer, Stralsund).
- HEINRICH KÜHNE: Der Wittenberger Buch- und Papierhandel im 16. Jahrhundert. (Direktor des Melancthon-Hauses, Wittenberg).
- HANS-JOACHIM MRUSEK: Das Stadtbild Wittenbergs zur Zeit der Reformation und der Universität. (Dr. phil. habil., Professor für Kunstgeschichte, Universität Halle).
- SIBYLLE HARKSEN: Schloß und Schloßkirche in Wittenberg. (Dr. phil., Wiss. Mitarbeiterin, Institut für Kunstgeschichte, Universität Halle).
- LUDWIG DEITERS: Die Deutsche Demokratische Republik bewahrt die Denkmale der Nationalkultur. Über die Pflege der Reformations-Gedenkstätten. (Dr. Ing., Generalkonservator, Institut für Denkmalpflege Berlin).

Die Broschüre »Die Reformation in Deutschland« (vgl. Anm. 3) war gedacht als Gabe des Rates der Lutherstadt Wittenberg an die Besucher, die sich anlässlich der staatlichen Reformationsfeierlichkeiten dort eingefunden hatten. Sie wurde unter Leitung von GERHARD ZSCHÄBITZ durch die Arbeitsgruppe »Spätfeudalismus« am Institut für Geschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin erarbeitet und soll »der ersten Information über die Ergebnisse der marxistischen Geschichtswissenschaft dienen« (S. 4). »Einer knappen Darstellung der Ereignisse sind Einschätzungen aus Werken Friedrich Engels' nachgestellt« (S. 4 f); wobei es interessant ist, die Äußerungen von Engels zur jeweils gleichen Thematik aus verschiedenen Jahrzehnten zu vergleichen. »Auszüge aus Arbeiten gegenwärtiger marxistischer Historiker (sc. MAX STEINMETZ, GERHARD BRENDLER, GERHARD ZSCHÄBITZ, MANFRED BENSING, SIEGFRIED HOYER, JOSEF MACEK) zeugen vom Stand der stets weiterzuführenden Diskussion. Zeitgenössische Quellen wollen die historischen Vorgänge verdeutlichen und den Leser anregen, sich in die komplizierte Problematik des revolutionären Geschehens zu vertiefen« (S. 5). Eine Zeittafel sowie eine Auswahlbibliographie - ohne jegliche theologische Sekundärliteratur - schließen sich an. Einige Illustrationen beleben die Broschüre.

Grundsätzlich ergibt sie gegenüber der Lutherbiographie von Zschäbitz nichts Neues. Zur Charakterisierung diene ein Zitat aus dem Geleitwort von Zschäbitz (S. 3):

»Reformation und Bauernkrieg bilden einen umfassenden revolutionären Spannungsbogen: die frühbürgerliche Revolution. Zwischen 1517 und 1525/26 vollzog sich das erste mächtige Aufbäumen gegen den Feudalismus, ausgelöst durch den Bürgersohn Martin Luther als dem theologischen Repräsentanten besitzender und gebildeter Schichten, gipfelnd in der Volksreformation Thomas Müntzers, des Theoretikers, Sprechers und Führers der Armen und Unterdrückten in Stadt und Land, besonders in Thüringen.«

II

Die zweite Gruppe von Veröffentlichungen setzt sich ein praktisch-theologisches Ziel. Sie will die Bedeutung Luthers für unsere Zeit und die gegenwärtige Lage herausarbeiten. Das Werk *Reformation und Revolution* (vgl. Anm. 4) bringt dazu Beiträge von neun Autoren. An erster Stelle steht GERALD GÖTTING. Erzpriester Professor VITALI BOROVoi gehört der russisch-orthodoxen Kirche an. Er stellte eine »leicht gekürzte und stilistisch überarbeitete Rede« zur Verfügung, die er als »Mitarbeiter der Studienabteilung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf... auch der Weltkonferenz für Kirche und Gesellschaft im Juli 1966 gehalten hat« (S. 160). Weitere Mitarbeiter sind - in der Reihenfolge der Beiträge genannt -: Der

»Pfarrer an der Ersten Presbyterianischen Kirche in Havanna« (S. 160) RAÚL FERNÁNDEZ CEBALLOS; Professor D. EMIL FUCHS (Religionssoziologie und Systematische Theologie), jetzt Berlin; Professor JOSEF L. HROMÁDKA aus Prag; das Mitglied des Hauptvorstandes der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands, CARL ORDUNG; OTTO HARTMUT FUCHS, Chefredakteur der Zeitschrift »Unionpressedienst«; der Sekretär des Hauptvorstandes der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands, WALTER BREDENDIEK; und der Cheflektor im Union-Verlag, GÜNTER WIRTH.

Wenn die Beiträge natürlich auch jeweils das Spezifische ihrer Verfasser zum Ausdruck bringen, so trifft doch ein Zitat aus dem letzten Aufsatz, der den Titel des Büchleins wiederholt, das Anliegen aller Autoren (S. 152 f):

»Reformation und Revolution – das heißt heute, daß wir Protestanten die gesellschaftlichen Konsequenzen des reformatorischen Ansatzes bedenken und von ihnen ausgehen, wenn wir zu den revolutionären Prozessen unserer Zeit Stellung beziehen. Als im Beratenden Ausschuß zur Fortsetzung der Arbeit der Christlichen Friedenskonferenz im Oktober 1965 in Budapest der Vorschlag diskutiert wurde, in die Erklärung eine Passage über die Bedeutung der Revolution aufzunehmen, kam es zu einer heftigen Kontroverse, die mit dem »Sieg« der Anhänger dieser Passage abschloß . . . Indem wir Christen, zumal wir, die wir uns der Reformation unauflöslich verbunden fühlen, die Gesetzmäßigkeiten der revolutionären Prozesse anerkennen und in ihnen verantwortlich Partei ergreifen, handeln wir im Sinne eines Mannes, der am Vorabend der Französischen Revolution schrieb:«

(Es folgt ein Zitat von J. G. Herder.)

HERBERT TREBS (vgl. Anm. 5) verfolgt das gleiche Ziel. Er schlägt in seiner unkonventionellen theologischen Studie folgende Differenzierungen in bezug auf Luther vor (S. 106):

»Es lag nicht an Luther, es lag an den Umständen, »deren Geschöpf er sozial blieb«, daß die Reformation nicht ein wünschbares Ideal, sondern nur das nach Lage der Dinge Mögliche erreichen konnte. Zweitens ergibt sich, daß Luther als Individuum nicht einfach mit den Unzulänglichkeiten der Ergebnisse identifiziert werden darf. Denn es läßt sich aus seinen Schriften und Äußerungen sehr wohl nachweisen, wie sehr er sich »subjektiv über sie erhoben hat«. Jede Darstellung der reformatorischen Wirksamkeit Luthers muß es verstehen, die Dialektik der Größe Luthers und seiner - nicht von ihm persönlich abhängenden - Grenzen richtig aufzuhellen.«

Für uns besteht die rechte Nachfolge Luthers darin (S. 134),

»endlich den geistigen Nachvollzug derjenigen Veränderungen durchzuführen, die sich im Gefolge der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution seit 1917 im Weltmaßstab ereignet haben und die nach 1945 auch die soziale Ordnung im Bereich der Deutschen Demokratischen Republik beeinflußt haben. Es ist nicht zufällig, wenn im ökumenischen Bereich gerade in den letzten Jahren der Ruf nach einer »zweiten Reformation« laut wurde . . . Verbindet man diesen Ruf mit der

Suche nach neuen ›Strukturen‹ der Kirche in einer veränderten Welt, so spricht sich in ihm die mehr oder weniger reflektierte Ahnung aus, daß ›Reformation‹ ein Strukturwandel im Denken und in den Formen der Kirche ist, der sich in enger Wechselbeziehung zu jeweiligen Strukturwandlungen der Gesellschaft vollzieht.«

Der Bericht über die XVI. Sitzung des Hauptvorstandes der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands (vgl. Anm. 6) enthält Referate von Landesbischof D. MORITZ MITZENHEIM, GERALD GÖTTING, OTTO HARTMUT FUCHS, CARL ORDNUNG, HERBERT TREBS und GÜNTER WIRTH, die grundsätzlich nichts anderes ergeben.

In der Reihe »Hefte aus Burgscheidungen« veröffentlichte das Sekretariat des Hauptvorstandes der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands in gekürzter Form die von der Generalsynode der Reformierten Kirche von Ungarn für die Gemeinden herausgegebene »Wegweisung« (vgl. Anm. 7). Sie wurde unter dem Titel *Unser Erbe und unsere Aufgabe: Die Reformation* in einer Sondernummer des Ungarischen Kirchlichen Nachrichtendienstes (hrsg. vom Ökumenischen Rat der Kirchen von Ungarn XIX, Budapest, Juni 1967) in deutscher Sprache veröffentlicht. Der Anlaß war der vierhundertste Jahrestag der konstituierenden Synode von Debrecen, auf der die Confessio Helvetica Posterior, die Bekenntnisschrift der ungarischen Reformierten, angenommen wurde. Die Verbindung zum Reformationsjubiläum wird durch den Hinweis hergestellt, daß es sich bei der Reformation um ein europäisches Ereignis handelt. Darüber hinaus sollen uns »die geschichtlichen und gegenwärtigen Erfahrungen der ungarischen reformatorischen Kirche« helfen, »die Vergangenheit aufzuarbeiten« sowie »unseren Dienst im Hier und Heute besser auszurichten« (S. 3).

Der mit zehn aus der Lutherzeit stammenden Illustrationen versehene Gedichtband (vgl. Anm. 8) enthält Werke aus fünf Jahrhunderten. Er reicht von zeitgenössischen Freunden und Gegnern Luthers (Michael Stifel, Thomas Murner, Hans Sachs u. a.) über Logau, Gottsched u. a. bis in unsere Tage (Johannes R. Becher, Sarah Kirsch, Manfred Haustein u. a.). Er stellt eine interessante Spiegelung des Werks Martin Luthers im Laufe der letzten vierhundertfünfzig Jahre dar.

III

Um eine Vorstellung vom Inhalt des in der Evangelischen Verlagsanstalt erschienenen Gedenkbandes *Erbe und Verpflichtung* (vgl. Anm. 9) zu geben, greifen wir auf unsere in der Evangelischen Monatsschrift »Die Zeichen der Zeit« (1968/2, 78 f) abgedruckte Besprechung zurück: »Das ... Werk will Rechenschaft ablegen von der Bedeutung der Reformation für die Gegenwart. Es wendet sich an die ›Christen schlechthin‹ (S. 9), worunter

allerdings wohl nur die zu verstehen sind, denen theologisches Arbeiten und Denken Freude macht. Sie werden im ersten Beitrag durch ... FRANZ LAU mit dem Stand der Kontroverse um Datum, bzw. Faktum des Thesenanschlags vertraut gemacht, wobei keine voreilige Entscheidung gefällt, sondern die vermeintliche »Legende vom Thesenanschlag« lediglich in ihre Grenzen verwiesen wird (S. 11). Der Interessierte wird dankbar sein, diesen Aufsatz, der einem im Herbst 1966 vor der Theologischen Fakultät in Helsinki gehaltenen Vortrag entspricht und der im Luther-Jahrbuch 1967 veröffentlicht wurde, nun auch - in kaum veränderter Form - in der DDR greifbar zu haben. - Spricht JOACHIM ROGGE (Dr. theol. habil., Dozent für Kirchengeschichte am Sprachenkonvikt der Evang. Kirche Berlin-Brandenburg) über *Reformation als Problem und bleibende Aufgabe der Kirche*, so will er eine Begriffsanalyse geben und fragt nach der Beziehung der evangelischen Kirchen heute zur Reformation. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die Reformation in der Wiederentdeckung der Heiligen Schrift und deren Auslegung bestand, was noch heute wegweisend sein muß ... GOTTFRIED VOIGT (Dozent für Praktische Theologie am Theologischen Seminar, Leipzig) fragt ... nach der *Rechtfertigungspredigt als ökumenischem Auftrag* und zwar »als Ruf in alle Welt«, »an die Christenheit« und »im Gespräch mit den anderen Kirchen«, wobei unter Rechtfertigung, dem zentralen Inhalt der Predigt, der bedingungslose Freispruch zu verstehen ist, der dem sündigen Menschen um Christi willen im Glauben widerfährt ... Über *Die Reformation im Lichte der gegenwärtigen katholischen Theologie* gibt ULRICH KÜHN einen klaren und überzeugenden kritisch wertenden Überblick.«

Bereits dieser Band zeigt, was für die Gesamtheit der theologischen Veröffentlichungen gilt, daß die Einzelbeiträge - abgesehen von ihrem Bezug auf die Reformation - isoliert nebeneinanderstehen, so unerlässlich jedes der behandelten Themen zu einem Reformationsgedenken im Jahre 1967 gehört.

Eine neue Herausgabe der *95 Thesen* (lateinisch, deutsch, mit Einführung und Erläuterungen) (vgl. Anm. 10) machte sich notwendig, da die Ruffsche aus den dreißiger Jahren veraltet ist.

Mit seinem Heft über *Die Reformationsfestpredigt* (vgl. Anm. 11) gibt EBERHARD WINKLER dem Prediger eine Handreichung.

Das Büchlein *300 Tage Einsamkeit* (vgl. Anm. 12) will der Gemeinde den Wartburgaufenthalt Luthers in Form eines Kalendariums nahebringen, wobei die recht willkürliche Verteilung der Lutherzitate allerdings nicht befriedigt.

Mit dem Bande *Luther in Eisenach* (vgl. Anm. 13) möchte das Kuratorium des Eisenacher Lutherhauses »durch« die »Federzeichnungen von

ERICH BOCK den Besuchern der Wartburgstadt die Erinnerung an Reformationsgedenkstätten wachhalten« (S. 3).

Die *Festschrift für Franz Lau* (vgl. Anm. 14) enthält, wie es das Schicksal solcher Bücher ist, eine bunte Palette von Beiträgen. Da sie beim Verlag Vandenhoeck & Ruprecht in Koproduktion erschienen ist, erübrigt es sich hier, näher auf die daran beteiligten Lutherforscher und ihre Arbeiten einzugehen.

Luthers Theologie von RUDOLF HERMANN (vgl. Anm. 15) ist sein von HORST BEINTGER für den Druck fertiggestelltes Lutherkolleg. Der Herausgeber schreibt dazu im Vorwort: »Aufbau und Einzelgliederung der zwölf Kapitel . . . lassen erkennen, daß der Themenkreis sich auf das Wichtigste beschränkt, wenn er auch in der Durchführung und in Vollständigkeit der Gedanken Luthers in sich unterschiedlich ist. Hermann gibt damit ein Beispiel seiner aus Quelleninterpretation erwachsenden und doch unverkennbar eigengeprägten Geistesarbeit« (S. 6).

Eine interessante Veröffentlichung ist das Duett von ULRICH KÜHN und OTTO H. PESCH (vgl. Anm. 16). Wenn die beiden Stimmen auch hintereinander erklingen, so sind ihre Beiträge doch durchweg aufeinander abgestimmt, nicht nur, weil der evangelische Theologe über Thomas und der Katholik über Luther berichten, sondern auch, weil beide aufeinander eingehen und sich um ein Zusammenklingen bemühen. Die zwei Aufsätze zur Rechtfertigungslehre bei Thomas von Aquin und Martin Luther waren als Vorträge gehalten worden auf dem 8. Konfessionskundlichen Seminar, das die Zentrale Arbeitsleitung des Evangelischen Bundes in Verbindung mit der Konfessionskundlichen Forschungsstelle vom 24.-27. Oktober 1965 unter dem Gesamthema »Thomas und Luther im Gespräch« in Berlin-Weissensee veranstaltete. Beide Verfasser, die auf dem jeweiligen Gebiet eingearbeitet sind, bezeichnen ihre Urteile als »vorsichtig optimistisch« (S. 83) und sprechen von einer überraschenden Verwandtschaft, was unbedingt auf ihre Interpretationen zutrifft, ob auf die Sache selbst, muß weiteren Untersuchungen überlassen bleiben. Das Ziel ihrer Arbeit wird aus dem Fazit deutlich, das Pesch zieht: »Wenn ich, im vollen Bewußtsein der uferlosen Problematik, hier rundheraus erkläre, daß ich nicht sehe, wie im Fragenkreis der Rechtfertigungslehre ein ›Anathema‹ noch verantwortbar sein soll, so beruht dieses Urteil *letztlich* darauf, daß wir es hier mit *Strukturen christlicher Existenz* zu tun haben, d. h. mit der immer einmaligen Geschichte eines Menschen mit Gott, über die wir im Denken genauso wenig verfügen können wie im Leben.« (S. 82) »Die ausgewählten und beschriebenen Medaillen (vgl. Anm. 17) zeigen Fürsten und Bürger, Humanisten und Kaufleute, Protestanten und Katholiken, die sich in irgendeiner Weise als Anhänger oder Widersacher mit der Reformation auseinander-

setzen mußten.« (S. 7) So kennzeichnet PAUL ARNOLD die Themen des Dargestellten. Der Bildteil ist mit Erklärungen versehen. Vorangestellt werden kurze Bemerkungen zur Entstehung der Medaille, über die Medailenkünstler und über die Reformation.

Wie schon der Titel zeigt, will der Bildband von KURT KALLEENSEE (vgl. Anm. 18) die Reformation erbaulich auswerten.

Ziel und Weg der Beschreibung der *Reformation in Europa* (vgl. Anm. 19) zeigt die Einleitung des Buches (S. 6):

»Eine Reformationsgeschichte Europas . . . wird sich weder in einer Darstellung evangelischen Mutes und Glaubens erschöpfen, noch die Reformation in den europäischen Ländern als bloße Auswirkung der Wittenberger Bewegung verstehen können. Dazu sehen wir heute die Geschichte des Reformationszeitalters zu nüchtern an. Wir wissen, daß auch politische, wirtschaftliche, kulturelle, psychologische und andere Faktoren an den Auseinandersetzungen um Glaubensfragen Anteil hatten. Je nachdem, wie die verschiedenen Komponenten in den einzelnen Ländern Europas zusammenwirkten, nahm die reformatorische Bewegung einen anderen Verlauf. Dies zu zeigen, ist neben der Mitteilung von Fakten, die vielleicht nicht jedem geläufig sind, die Aufgabe der Beiträge dieses Buches. Ihre Verschiedenartigkeit ist also durch die Sache selbst bedingt. Daß die Vielzahl der Mitarbeiter auch Probleme mit sich bringt, ist selbstverständlich. So war es nicht möglich, völlig einheitliche Maßstäbe anzulegen. Allerdings dürfte die dem jeweiligen Gegenstand verhaftete Darstellungsweise, die dadurch gewährleistet ist, den Reiz des Buches erhöhen . . . Innerhalb der einzelnen Beiträge wurde Wert darauf gelegt, das Charakteristische herauszustellen.«

Das ausgezeichnet ausgewählte Bildmaterial, das Seltenheiten bringt, ergänzt in hervorragender Wiedergabe den Text des Buches. Eine Hilfe zur Eingliederung der geschilderten Ereignisse in die Zeit-, Kultur- und Kirchengeschichte gibt die Zeittafel.

Die Faksimileausgabe der *Tischreden Aurifabers* (vgl. Anm. 20) besitzt vor allem bibliophilen Wert.

Der verwandte Bildband aus dem Verlag Böhlau (vgl. Anm. 21) veröffentlicht Dokumente aus dem Zeitraum zwischen 1517 und 1555, die für die Reformation wichtig wurden. Sie sind nicht auf kirchengeschichtliche Ereignisse beschränkt. Die in Umschrift wiedergegebenen lateinischen und deutschen Texte, zugehörige Kommentare, Inhaltsangaben und Mitteilungen über den jeweiligen Fundort tragen zum Verständnis der Schriftstücke bei.

Eine Kostbarkeit stellt *Der Psalter in der Übersetzung D. Martin Luthers 1534 und 1964* dar (vgl. Anm. 24). In der Einführung heißt es: »Der innere Zusammenhang ist der eigentliche Grund, der uns veranlaßt hat, zur 450. Wiederkehr des Tages des Thesenanschlags eine Ausgabe des Psalters der

Gemeinde vorzulegen.« Außerdem »soll der Gemeinde ... der Psalter als Wort des Lebens vorgetragen werden.« (S. 5 f)

Wir schließen unseren Bericht mit einem Zitat der gediegenen Studie über das Mutterland der Reformation (vgl. Anm. 25) aus dem Abschnitt *Kirche und religiöse Bewegung* (S. 65):

»Es wäre jedoch falsch, eine vergangene Zeit ausschließlich an den Maßstäben der Gegenwart zu messen und sie allein daraufhin zu be- und zu verurteilen. Die landesherrlichen Gewalten waren eben am Anfang des 16. Jahrhunderts bereits so stark und beherrschten die gesellschaftliche Ordnung der Zeit so sehr, daß sie zwar nicht die einzigen, aber doch die entscheidenden Träger der Reformation wurden. Und andererseits hat die Reformation die Entwicklung des Territorialstaates nicht in eine ganz neue Richtung gelenkt, sondern nur die Entwicklung in der einmal eingeschlagenen Richtung begünstigt und beschleunigt, denn die Säkularisierung der Gesellschaft im umfassendsten Sinn des Wortes ging als eine weltgeschichtliche Bewegung mit elementarer Kraft vor sich. Die aus der Reformation hervorgegangene erneuerte Kirche hat diesem Fortschritt Rechnung getragen, indem sie sich von Macht, Herrschaft und äußerem Glanz löste und sich auf ihren geistlichen Kern, auf das Evangelium Jesu Christi besann. Sie war damit in der Lage, in einer veränderten gesellschaftlichen Umwelt ihren stets gleichbleibenden Auftrag zu erfüllen: den Weg zur Gnade Gottes zu weisen, die gerade von den Menschen der Reformationszeit so inbrünstig gesucht worden ist.«

Wenn wir ein Fazit aus dem Viertelhundert der Veröffentlichungen ziehen, zeigt sich eine rechte Streuungsbreite. Sowohl die Publikationen des Deutschen Verlags der Wissenschaften als auch die des Union-Verlags weisen je untereinander einen gewissen Zusammenhang auf, wobei allerdings keine primitive Uniformität besteht. Bei den übrigen gewinnt man eher den Eindruck des zufälligen Zusammentreffens der einzelnen Arbeiten. Dafür wird hier ein sehr weites Feld abgeschritten.

Oft wurde in den Beiträgen auf die Reformationsfeiern vergangener Jahrzehnte und Jahrhunderte Bezug genommen. Es kommt uns nicht zu, vorzugreifen; aber man wüßte wohl gern, welches Urteil über die gegenwärtigen Versuche eines Reformationsgedenkens im Jahre 2017 gefällt werden wird.

GEDANKEN ZU RICHARD FRIEDENTHALS LUTHERBUCH

Von Erwin Mülhaupt

Das Buch des in München 1896 geborenen, von jüdischen, aber seit einigen Generationen protestantischen Vorfahren stammenden Schriftstellers Richard Friedenthal ist wahrscheinlich nicht nur das erfolgreichste, sondern auch das erfreulichste Lutherbuch, das im Reformationsjubiläumsjahr 1967 in Deutschland herausgekommen ist. Wenn man bedenkt, daß Friedenthal 1938 um seiner jüdischen Vorfahren willen aus seiner deutschen Heimat hat emigrieren müssen, dann kann man nicht ohne Bewegung und Beschämung feststellen, daß ausgerechnet ein solcher Mann uns Deutschen ein Lutherbuch schrieb, das von Anfang bis zum Ende von einer tiefen Hochachtung vor dem Reformator durchdrungen ist. Man muß sich, um Friedenthals Werk in der rechten Perspektive zu sehen, nur daran erinnern, daß anno 1945 in demselben England, in das Friedenthal emigrierte, die Schrift eines anderen deutschen Flüchtlings jüdischer Herkunft namens Peter F. Wiener erschien mit dem schon genug sagenden Titel, dem auch der Inhalt entsprach: »Martin Luther, Hitlers spiritual ancestor« - Martin Luther, Hitlers geistiger Ahnherr. Das Hetzbüchlein Wieners ist dann freilich, sehr gegen die Absicht des Verfassers, der Anlaß zu einer so vorher in England nicht dagewesenen Beschäftigung mit Luther geworden, die der bekannte englische Theologe Gordon Rupp geradezu als »eine kleine Lutherrenaissance« bezeichnet. Und siehe, zwanzig Jahre nach Peter Wiener erscheint gewissermaßen aus demselben England das Werk Richard Friedenthals, das Luther nicht nur Gerechtigkeit, sondern Ehre erweist. Es ist es wert, daß man es aufmerksam liest.

Denn es ist erstens ein lesbares Buch. Man kann dieses Lob gewiß nur von wenigen der hundert und aberhundert Bücher aussprechen, die in den letzten zwanzig oder dreißig Jahren über Luther und seine Theologie geschrieben worden sind. Dabei ist es wahrhaftig nicht nur aus einer lebendigen schriftstellerischen Phantasie entsprungen, sondern ist, wie die 13 Seiten Literaturhinweise am Schluß anzeigen, aus jahrelanger intensiver Beschäftigung mit deutscher und ausländischer Lutherliteratur hervorgegangen. Aber es liest sich wie ein Roman, schon die Überschriften über die drei Hauptteile - Werdegang eines Rebellen, Feuersturm, Der Wittenberger Reformator - hören sich wie drei Akte eines gewaltigen Dramas an, wobei freilich der dritte Akt, wenn man beim Lesen an ihn kommt, weniger als Höhepunkt und mehr als Peripetie, um nicht zu sagen, fast als Katastrophe herauskommt. Aber davon später. In jedem der drei Teile finden sich neben den Kapiteln,

die die dramatischen Höhepunkte darstellen, andere Kapitel mit episch breiten Zeitschilderungen, in denen der Leser gewissermaßen vorübergehend ausruhen und sich umblicken kann, ehe er wieder neu an der dramatischen Auseinandersetzung beteiligt wird. So im ersten Teil neben den Kapiteln vom Kampf mit den Kommentaren, von den ersten bedenklichen Kollegs und Rebell und Reformator das breit schildernde Kapitel Klosterleben, im zweiten Teil neben den beiden glänzenden Kapiteln vom Verhör vor Cajetan und von der Leipziger Disputation die breiten Lageschilderungen vom heiligen römischen Reich und von der Schlacht bei Pavia, im dritten Teil neben dem zentralen Kapitel von der zweiten Reformation die breite Darstellung vom Sacco di Roma.

Dazu kommen, um das Lesen zur Freude zu machen, die zahlreichen prächtigen farbigen Lutherworte, von denen man nur gerne am Schluß des Buches den Nachweis der Fundstellen sehen würde, so etwa Luthers Wort über seine Rolle in der Geschichte des Mönchtums ›ich bin unsers Herrgotts Quecksilber gewesen, das er in den Teich d. h. unter die Mönche geworfen hat‹ oder sein Bekenntnis von der Abnahme seiner geistigen Kräfte ›es wills nicht mehr tun, die Jahre treten herzu, mein Caput ist ein Kapitel geworden und wird bald nur noch ein Paragraph sein‹ (S. 83. 638). Dazu zahlreiche anekdotenhafte Einzelzüge oder Bemerkungen, die mit wenigen Worten eine kleine Begebenheit in große geistes- und kirchengeschichtliche Zusammenhänge stellen. So die Bemerkung über Papst Hadrian, daß er zur gleichen Zeit, als die Bilderstürmer in Deutschland wüteten, in Rom mit dem Gedanken umging, die Decke der Sixtinischen Kapelle übertünchen zu lassen, weil die heidnischen Gestalten Michelangelos sein frommes Gefühl verletzten, oder die treffende Bemerkung zu dem schweren Lebens- und Todesschicksal der Witwe Luthers: ›Wenn die Ehe Luthers mit seiner Käthe als die Begründung des evangelischen Pfarrhauses gepriesen wird, so wäre auch daran zu erinnern, daß das Schicksal der evangelischen Pastorenwitwe durch die Jahrhunderte hin schwerlich zu den Ruhmestaten der deutschen Obrigkeiten gehört, die Luther soviel verdankten‹ (413. 547).

Erinnert sei auch an die gute Einordnung des lutherischen Grobianismus in die Welt-, Kirchen- und Kuriensprache der Zeit, wie Friedenthal sie etwa bei Silvester Prierias, dem greisen Sachverständigen der Kurie, vornimmt, der ein Gutachten über Luthers Lehre abzugeben hatte (205): ›Er schimpfte, wie es nur immer Luther vorgeworfen ist, der das nur sehr viel besser konnte: Hund, bissiger Hund, Aussätziger mit Flecken auf der Haut, Eisen-nase, Erzmagen heisst es.‹ Schön und treffend wird mit einigen wenigen anschaulichen Worten Luthers Bibelübersetzung mit den vorausgegangenen spätmittelalterlichen Versuchen ins richtige Verhältnis gesetzt (379): ›Nur ganz wenige Exemplare sind so unversehrt und in vorzüglicher Erhaltung

auf uns zugekommen wie die prachtvollen Bände der vorangehenden Übersetzungen. Eine Lutherbibel seiner Zeit, wenn sie sich erhalten hat, ist fast unweigerlich zerlesen, bis sie fast in Stücke fiel. Wir halten das für den höchsten Ehrentitel, den man einem Buch geben kann!

Richard Friedenthals Lutherbuch ist zweitens ein durchaus unpathetisches, aber gewiß gerade darum unsrer Zeit sympathisches Buch. Nach Friedenthals Goethebuch hat man gewiß auch nichts andres von seinem Lutherbuch erwartet. Der Unterschied zwischen dem Thema Goethe und dem Thema Luther ist nur der, daß für Luther eine unpathetische Darstellung von der Person Luthers her selbstverständlich angemessen, ja von ihm selbst ausgesprochen gefordert ist, während der Weimarer Olympier und erst recht seine Verehrer eine Zone der Hoheit und Unnahbarkeit um Goethe gelegt haben, mit deren Abbau sich Friedenthal viel Kritik und Ablehnung zugezogen hat. Friedenthal befand sich also bei Luther in der glücklichen Situation, daß seine unpathetische Leidenschaft, also sein unpathetisches Pathos, dem durchaus unpathetischen Selbstverständnis seines ›Helden‹ ausgesprochen angemessen war. Und die katholische wie auch die reichliche, allzu-reichliche protestantische Lutherkritik haben kräftig mitgeholfen, heutzutage so unpathetisch von Luther zu sprechen, daß dies unpathetische Sprechen fast einem verschämten Schweigen gleichkommt. Um so beachtlicher ist die Feststellung, daß dies Letztere für Friedenthal nicht zutrifft: sein Verzicht auf eine Darstellung Luthers als Heros der Nation oder als religiöses Genie gleicht nicht dem Feigenblatt, das Unlust und Geringschätzung an der Person und dem Werk Luthers verdecken soll, sondern bildet nur den Hintergrund einer bleibenden Wertschätzung seiner Leistung und seines Kampfs. Während für viele Zeitgenossen das Ergebnis der unpathetischen, manchmal auch allzupathetischen Kritik an Luther darin besteht, daß Luther der Vergangenheit angehört, schließt Friedenthal sein Buch mit der Überzeugung daß die Geschichte der Auswirkungen Luthers auf die folgenden Jahrhunderte ›noch nicht beendet‹ ist (648).

Doch zunächst noch etwas vom angenehm unpathetischen Stil Friedenthals. Bezeichnend etwa die Schilderung der frühen Vorlesungen Luthers S. 122 f: ›Luther brannte nicht mit der stillen, von geweihtem Wachs gespeisten Flamme der Tradition, er sprang auf das Katheder und schwang eine Fackel - so etwa würde man das pathetisch beschreiben. In Wirklichkeit begab er sich gemessenen Schritts, mit vorschriftsmäßig gesenkten Augen an das Pult.‹ Sätze solcher Art finden sich viele in Friedenthals Buch. Aber Friedenthal ist nicht einseitig, nicht nur Luther wird als Mensch seiner Zeit geschildert, auch Luthers Zeitgenossen und Partner werden lieber untertreibend als übertreibend in ihrer Menschlichkeit geschildert, ohne daß man dabei, aufs Ganze gesehen, von historischer Verzeichnung sprechen kann, ob es sich um

Albrecht von Mainz, den ›mittelmäßigen Genießer‹ (180) handelt oder um Kaiser Maximilian, von dem es heißt (183): ›Der Hohn über die Armut des Kaisers war berechtigt, denn es war keine ehrliche Dürftigkeit, sondern die mit Pracht und Pomp auftretende Zahlungsunfähigkeit des ritterlichen Schuldenmachers.‹ Die positive Kehrseite der unpathetischen Darstellungsweise Friedenthals ist die dann und wann hervortretende Hochschätzung unauffälliger ›schlichter Tugenden‹, so etwa bei der Charakterisierung Kurfürst Friedrichs des Weisen in seinem Eintreten für Luther: Friedenthal glaubt weder, daß es Friedrich dabei vorwiegend um das Prestige seiner Wittenberger Universität ging, noch daß er besonders tief von Luthers Lehre ergriffen war, sondern schreibt: ›Eher dürfte er das sehr einfache Gefühl gehabt haben, daß da Unrecht geschah und einem seiner Schutzbefohlenen übel mitgespielt wurde . . . Eine allzusimple Erklärung? Vielleicht, wir möchten aber sagen, daß so schlichte Tugenden ganz außerordentlich selten zu verzeichnen sind. Sie können sogar, wie in diesem Falle, weltgeschichtliche Folgen haben‹ (86). In ähnlicher Weise kann Friedenthal eine solche ›schlichte Tugend‹ bei Melanchthon herausstreichen, indem er Luther und Melanchthon miteinander vergleichend u. a. schreibt (271): ›Melanchthon bewunderte Luthers von Natur heftigen, hohen und brennenden Mut . . . sein Mut war von anderer Art, er hatte auch die Courage zum Nachgeben, eine allen Unbedingten verhaßte Eigenschaft.‹ Auch bei Ulrich von Hutten streicht Friedenthal neben allem Grotesken und Engstirnigen, was diesem Ritter anhaftet, doch eine schlichte Tugend heraus, die er nicht übersehen haben möchte (280): ›Wenn Hutten unterlag, so beweist das nichts, manche guten Sachen sind jammervoll untergegangen. Er war mutig, und diese Eigenschaft ist selten. Man pflegt sie dann in ruhigerer Zeit zu honorieren . . .‹ Der aufmerksame Leser kann an solchen Sätzen spüren, daß der Verzicht auf Pathos und die Schätzung schlichter Tugenden bei Friedenthal nicht Verzicht auf Überzeugung und Charakter und Hochschätzung spießbürgerlicher oder sonstiger Gleichgültigkeit ist. Hinter Friedenthals Ablehnung pathetischer großer Worte steht ein starkes Verlangen nach einfacher Redlichkeit und charaktvoller Überzeugung.

Von hier aus gewinnt drittens derjenige Zug, den Friedenthal am Bilde Luthers am meisten unterstreicht, sein besonderes Gewicht: Einfachheit ist das Geheimnis von Luthers Wirkung (74, 145 und öfter). ›Luther denkt immer nur in Ausschließlichkeiten . . . nur durch Gnade, nur durch Glauben, nur durch Christus . . . das werden dann die drei entscheidenden Aussagen der Reformation. Sie sind einfach und verständlich, eine Dreiheit, die soviel leichter zu begreifen war als das Mysterium der Trinität . . . Einfachheit ist das Geheimnis der Wirkung Luthers‹ (145). Einfachheit - das ist zu Luthers Zeit der Protest gegen die Komplizierung und zugleich Entleerung der

christlichen Wahrheit in der Scholastik. Heutzutage könnte man die Hervorhebung dieser schlichten Tugend in Friedenthals Buch sehr wohl als einen Protest gegen die Komplizierung, Problematisierung, Atomisierung und im Endeffekt Abwertung der Theologie und Verkündigung Luthers auffassen, und vielleicht würde man damit der Intention Friedenthals gar nicht entgegen sein. Zumal das, was Friedenthal Einfachheit Luthers nennt, ganz gewiß etwas anderes als Platitude und Einfältigkeit ist. Schließlich vermittelt er uns durch die Schilderung von Luthers ›Kampf mit den Kommentaren‹, durch die ausführliche Darlegung des Gesprächs mit Cajetan, das er für den entscheidenden Markstein in der Entwicklung des jungen Luther hält (220), durch das Kapitel über die Kampfschriften Luthers aus dem Jahre 1520 und zuletzt noch einmal durch das Kapitel über *De servo arbitrio* eine ausreichende Vorstellung davon, wie mühsam Luthers ›Einfachheit‹ erworben wurde und über welcher Tiefe von 70000 Faden sie schwebte, um mit Kierkegaard zu reden. Es ist daher auch kein innerer Widerspruch, wenn Friedenthal an andern Stellen seines Buchs gerade die ›Vielfalt seines Wesens‹ als Ursache seiner Wirkung bezeichnet, so z. B. nach der Besprechung der drei Reformationsschriften von 1520 (*An den christlichen Adel, Von der babylonischen Gefangenschaft, Von der Freiheit eines Christenmenschen*). Hier heißt es: ›erst in diesem Zusammenklang von Posaenestößen, der Mittellage mit ihren praktischen, ja staatsmännisch-klugen Vorschlägen und schließlich dem leiseren *cantus firmus* einer unerschütterlichen Überzeugung hat die Dreiheit dieser Schriften gewirkt‹ (277), und ›ein großer Teil seiner Wirkung auf die Menschen beruhte auf dieser Vielfalt seines Wesens, und gerade, daß er nicht nur wetterte und drohte, sondern auch so einfältig und herzbewegend sprechen konnte, überzeugte viele davon, er müsse der erhoffte Bote sein‹ (275). Friedenthals Darstellung zeigt, daß es sich bei Luthers Einfalt nicht um Einlinigkeit und Einseitigkeit, sondern um die Sammlung einer reichen Natur auf wesentliche Hauptgedanken und um die Bändigung kräftig widerstreitender Tendenzen eines leidenschaftlichen Menschen handelt. Darum kann es an anderer Stelle (559) bei Friedenthal auch heißen: ›Luther war eine sehr zusammengesetzte Natur, ungeduldig und behutsam zugleich, Feuergeist und Revolutionär, dem es nicht darauf ankam, auch das Chaos anzurufen, und konservativ in dem Sinn, daß er bewahren oder langsam, allmählich reformieren wollte, er schlug rücksichtslos zu und wollte die Schwachen schonen.‹ Namentlich bei der Schilderung des jungen Luther, also im ersten Teil seines Buches, formuliert Friedenthal die in Luther miteinander streitenden Gedanken und Mächte manchmal in einer stilistisch fast störenden Weise: ›Nichts lag Luther ferner, als ein Rebell zu werden‹ (129) - ›Es ist viel besser mit eigenen Augen sehen als mit fremden (ein Wort Luthers), das ist der Rebell‹

(142), ›Luther empfand sich keineswegs als Ketzer, damals nicht und überhaupt nicht, er wollte reformieren‹ (142) - ›Der Pater und Dozent Luther wollte noch nicht reformieren und gar nicht rebellieren‹ (143). Solche Sätze scheinen fast zu hart und zu unmittelbar nebeneinander gestellt, und doch ist deutlich genug, was sie sagen wollen, daß nämlich in Luther ein Ringen stattfindet zwischen dem, was er will, und dem, was tatsächlich daraus wird, zwischen Wollen und Werden, das ihm selbst noch nicht klar ist. Auch für 1520 noch kann Friedenthal in gleichem Sinne sagen: ›Luther will im Grunde Restauration, er ist Revolutionär‹ (273). Aber schließlich werden ihm doch die tiefen einfachen Grundgedanken immer klarer, die das Geheimnis seiner Wirkung sind. Und vielleicht ist es überhaupt der Prüfstein des echten großen Revolutionärs, daß es ihm nicht in erster Linie um Revolution, um Ausreißen, Zerschlagen, Verstören und Verderben geht, sondern um Bauen und Pflanzen und in diesem Sinn um Restaurieren und Konservieren.

Schließlich kann ich viertens trotz allem Respekt und aller Dankbarkeit für Friedenthals schönes Buch ein Bedauern nicht unterdrücken. Einmal scheint mir die äußere Abgrenzung des zweiten vom dritten Teil des Buchs und namentlich die Gestaltung des dritten Teils nicht befriedigend. Friedenthal beschreibt im zweiten Teil unter der Überschrift ›Feuersturm‹ die Wirksamkeit Luthers vom Thesenanschlag bis zum Bauernkrieg, also von 1517 bis 1525, während sein dritter Teil unter der Überschrift ›Der Wittenberger Reformator‹ die Jahre von 1525 bis zu Luthers Tod 1546 umfaßt. Das dünkt mich in mehrfacher Hinsicht unbefriedigend. Erstens ist nicht recht einzusehen, warum die gewaltige dreifache Auseinandersetzung Luthers mit den himmlischen Propheten, mit den Bauern und mit Erasmus, die im Jahr 1525 stattfindet, so künstlich auseinandergerissen wird, daß die ersten beiden Themen im zweiten, das dritte Thema (Erasmus) aber erst im dritten Teil behandelt wird. Zweitens scheint mir die bisher übliche Periodisierung der reformatorischen Wirksamkeit Luthers in die Periode des jungen Luther bis 1521, in der das reformatorische Schicksal mehr oder weniger allein auf seinen zwei Augen stand und sein ›blöder Geist hat müssen frei stehen wie eine Feldblume . . . jedermann bereit zur Verantwortung, wie St. Petrus lehrt‹, und in die Periode nach 1521 bis 1546, in der Mitarbeiter und Freunde aus allen Schichten und Ständen neben ihm traten und die reformatorische Verantwortung mit übernahmen, - nach wie vor gut begründet und richtig zu sein. Drittens fällt bei Friedenthal der dritte Teil inhaltlich gegen die beiden vorangehenden Teile ab. Die 6 Kapitel, die er enthält - Die Frau Doktorin, Vom unfreien Willen, Sacco di Roma, Die Protestanten, Die zweite Reformation, Lebensabend - stehen gegen die 10 Kapitel des ersten und die 21 Kapitel des zweiten Teils in einem schlechten Verhältnis. Viertens: durfte in diesem dritten Teil einer Lutherbiographie ein besonderes Kapitel über die

erste Sammlung und Gestaltung lutherischer Kirche in Deutschland fehlen, ein Kapitel, in dem die Coburg-Briefe Luthers 1530 noch einmal einen Höhepunkt bilden müßten? Ferner: hätte nicht, gerade auch in unserm Zeitalter des Zweiten Vatikanischen Konzils, die Auseinandersetzung Luthers nun nicht mehr mit dem Papst, sondern auch mit der Konzilshoffnung und dem Konziliarismus in seiner großen Schrift ›Von Konziliis und Kirchen‹, 1539, so gut ein Kapitel verdient wie die Frau Doktorin und der Sacco di Roma? Mehr ein Schönheitsfehler dürfte fünftens nicht das Kapitel, aber die Kapitelüberschrift ›Die zweite Reformation‹ sein. ›Die andre Reformation‹ wäre vielleicht besser gewesen, denn unter ›zweiter Reformation‹ pflegt man doch wohl im allgemeinen mehr jenen Anspruch namentlich reformierter Kreise der 50er, 60er und 70er Jahre des Reformationsjahrhunderts auf eine bilderstürmischere und militantere Reformation zu verstehen, während Friedenthal in dem so bezeichneten Kapitel die Auseinandersetzung mit dem Humanismus und mit Zwingli und darüber hinaus noch überhaupt die Männer der zweiten reformatorischen Generation meint. Sechstens ist es doch wohl ein wenig zuviel gesagt, wenn man die ganze Zeit Luthers von 1530 bis 1546 als die ›Zeit der Resignation‹ bezeichnet (606). Friedenthal könnte hier vielleicht etwas mehr eigene Resignation in die Lutherbiographie projiziert haben, als historisch erlaubt ist.

An dieser Stelle mag der Vergleich mit der letzten mit Friedenthal vergleichbaren Lutherbiographie erlaubt sein, nämlich mit Rudolf Thiels beiden Bänden von 1933 und 1935. Thiels Bände waren wahrhaftig auch in einem imponierenden, freilich mehr heroisierenden Stil geschrieben, aber sie krankten leider insofern an der nazistischen Zeitkrankheit, als sie Luthers Glauben konsequent in einen germanischen Schicksalsglauben an den unbekanntem Gott verfälschten. In diesem wesentlichsten Punkt, der das Zentrum der Reformation Luthers betrifft, ist Friedenthal Thiel hoch überlegen. Aber was z. B. Thiels Einteilung seines zweiten Bandes angeht, so finde ich sie heute noch besser und reicher; er macht zwei große Abschnitte zwischen 1521 und 1546: erster Teil (1521-1530): Der Führer; zweiter Teil (1530 bis 1546): Der Wächter. Etwas mehr von dem, was Rudolf Thiel namentlich mittels der reichen Untergliederung des zweiten Teils ›Der Wächter‹ zur Sprache bringt, hätte man auch gerne bei Friedenthal und in Friedenthals guter unpathetischer Beleuchtung gelesen. Aber Friedenthals dritter Teil ist zu arm.

Wenn man sich überlegt, woher diese Mängel des dritten Teils von Friedenthals Buch herkommen, so scheinen mir die Seiten 385 ff und 449 ff eine gewisse Antwort zu geben. Friedenthal spricht hier von den Mißverständnissen und Mißdeutungen, denen Luthers Kirchenkritik und seine Ehrenrettung der Obrigkeit ausgesetzt waren, und fährt dann fort (387):

›Wenn diese [d. h. die kirchliche Obrigkeit] hinfällig sein sollte, war nicht recht einzusehen, weshalb die andre Obrigkeit weltlicher Instanz unantastbar wäre. Auch sie berief sich, wie der Papst, darauf, daß sie von Gottes Gnaden eingesetzt sei. Da lag in der Tat ein Widerspruch, der Luthers ganzes Leben verstören und tragisch machen mußte. Er drückte es mit der Vorstellung von den zwei Reichen aus . . . Luther hat sich aus diesem Zwiespalt nie herausgefunden, er blieb darin der Mönch.‹

Ich gestehe, daß ich diese Sätze nicht sehr erleuchtend finde: wo hat Luther jemals in dieser Allgemeinheit gelehrt, daß die weltliche Instanz ›unantastbar‹ wäre? Trifft überhaupt dieser ›Widerspruch‹ zwischen Antastbarkeit der Kirche und Unantastbarkeit der Obrigkeit die Sache? Ist nicht vielmehr bei Luther von Anfang an die Antastbarkeit der Kirche und ihre Degradierung vom ersten ins zweite Glied der christlichen Werte mit der unentwegten Liebe zur wahren Kirche verbunden und andererseits ebenso die Ehrenrettung der Obrigkeit von Anfang an mit der Bestreitung ihrer Vermessenheit und freimütiger Kritik an ihren Vertretern verbunden? Und sollte Luthers Lehre von den beiden Reichen wirklich nichts anderes und nicht mehr sein als ein Ausdruck dieses von Friedenthal so künstlich hergestellten Widerspruchs? In der Tat, wenn man dann S. 449 ff Friedenthals Ausführungen über ›Von weltlicher Obrigkeit‹ liest, so überwiegen die negativen Akzente: ›keine politisch festgefügte Meinung‹, keine ›Konzeption vom Staat‹, Luthers ›Traktat auch eine Utopie‹, ›so konnte man in der Zelle denken oder in der Studierstube‹, ›kaum begriff das Volk Luthers entscheidende Grundthese von den zwei Reichen‹. - Ähnlich verwirrend hieß es schon auf S. 385:

›Er unterschätzt völlig die gewaltige Macht des Kultus, der Riten, er überschätzt das Wort, dessen Kraft er an sich erfahren hat und dem er gleiche Wirkung auf die andern Menschen zutraut . . . er überschätzt auf das großartigste und gefährlichste die Menschen, mit denen er es zu tun hat. Damit beginnt die Tragik seines Lebens.‹

Sind das wirklich zutreffende Sätze? Im Blick auf Erasmus sagte Luther einmal: ›Wer eine Ceremonie, sie sei so gering wie sie wolle, anfechten will, der muß das Schwert mit beiden Seiten fassen, nicht wie Erasmus, der nur über sie lächelt, weil sie närrisch seien‹ - sieht so ein Mann aus, der die gewaltige Macht des Kultus, der Riten unterschätzt? Und kann man von Luther wirklich im Ernst sagen, er überschätze die Menschen? Im einzelnen, im Privaten, trifft es freilich vielfach zu, er hat Thomas Müntzer nach Zwickau empfohlen, er hat Melchior Hofmann ›in seiner Dummheit eine Empfehlung ausgestellt‹ (testimonium stultus et deceptus dedi), aber in bezug aufs Ganze, auf die Welt, auf die Fürsten, auf den Herrn Omnes und auf manches andre

kann man bei Luther doch wahrlich nicht von Überschätzung der Menschen sprechen. Zutreffend ist an Friedenthals Sätzen zweifellos: »Er überschätzte das Wort, dessen Kraft er an sich erfahren hatte«, die Frage ist nur, ob man dies kritisch gegen Luther sagen soll oder ob man nicht vielmehr Luthers Hochschätzung des Wortes bejahen und teilen müßte, natürlich die Hochschätzung des klaren ehrlichen gewissenhaften einfachen Wortes, von dessen Bedeutung für die Wirkung Luthers Friedenthal ja wahrhaftig etwas weiß. Warum - so frage ich mich - steigt Friedenthal an diesen Stellen im Zusammenhang mit Luthers kirchlichem und politischem Denken von der Höhe besonnener historischer Betrachtung, die die Jahrhunderte seit der Reformation überblickt, herunter in den Wirrwarr der vielerlei Unverständnisse und Mißdeutungen Luthers, ohne darnach hinzuzufügen: und dennoch hat Luther den Grund zu einem geordneten Kirchenwesen gelegt, das den vielfachen Wandel der Zeiten seit vierhundert Jahren gut überstanden hat! und dennoch hat seine Unterscheidung der beiden Reiche die unheilvolle Vermengung von religiösem Anspruch und politischer Gewalt in der gräßlichen Ein-Reich-Theokratie des Mittelalters endlich beendet, die maßlosen Omnipotenz-Ansprüche sowohl der Kirche wie des Staats für Jahrhunderte diskreditiert und beiden Reichen die nötige Selbstbescheidung beigebracht? Gewiß, »das Volk begriff Luthers entscheidende Grundthese von den zwei Reichen kaum« (452), mehr noch, auch die meisten reformatorischen Mitarbeiter und Zeitgenossen Luthers, voran Melancthon, aber auch Zwingli und Calvin, erreichten die Höhe und Tiefe der Gedanken Luthers nicht. Aber all dies müßte ja doch einen Mann, der Luther, dem Menschen, Recht und Ehre widerfahren lassen will, wie Friedenthal dies ja auch im größten Teil seines Werkes tut, nicht davon abhalten, diesen Luther auch bezüglich seines kirchlichen und politischen Denkens in seinen besten Intentionen und den auf die Dauer eben doch geschichtsmächtigen Gedanken vorzuführen.

Möge mir der verehrte Autor diese meine kritischen Fragen an einen Teil, den kleineren Teil, seines Werks nicht verargen! Sie lassen mich keinen Augenblick die Dankbarkeit und Hochachtung vergessen für die weit überwiegend beglückende Gabe seines Lutherbuchs, nicht zum wenigsten deshalb, weil es unser geschwätziges, verworrenes, verwaschenes, charakterfeindliches Zeitalter an einige »schlichte Tugenden« erinnert, die zu Luthers Zeiten, wenn auch durchaus nicht bei allen Leuten und durchaus nicht unangefochten, doch noch golten haben.

LUTHER IN JAPAN

Von Yoshikadzu Tokuzen

In der hundertjährigen Geschichte der japanischen Christenheit trat der Name »Luther« gegen Ende des 19. Jahrhunderts hervor. Die Beschäftigung mit Luther wurde einerseits von der Luther-Renaissance, andererseits vom Neuaufbruch der Theologie nach dem 1. Weltkrieg in der dialektischen Theologie oder Theologie der Krisis beeinflusst. Der erste Weltkrieg hatte zunächst die Arbeit an Luther in Japan unterbrochen. Auch wurden vorerst mehr deutsche Luther-Studien übernommen. Als einer, der spürt, daß man jetzt in Japan beginnt, selbständig über Luther zu arbeiten und eigene Standpunkte im Luther-Verständnis zu vertreten, möchte ich einen kurzen Überblick über die bisherige Luther-Forschung in Japan geben.

In der japanischen Luther-Forschung kann man drei Abschnitte feststellen: der erste Abschnitt reicht bis 1916, der zweite umfaßt die Jahre von 1917 bis 1945, und der dritte begann mit 1946. Die beiden Scheidejahre 1917 und 1946 sind ohne weiteres einsichtig. 1917 kehrte zum 400. Male der Tag des Thesenanschlags Luthers wieder, der die Reformation einleitete, und 1946 waren es 400 Jahre nach Luthers Tod. Aber man muß auch bedenken, daß der 1. Weltkrieg 1918 endete und daß damals Karl Holl in der Luther-Forschung führend war. Damals wurden die Bibelauslegungen des jungen Luthers entdeckt. Und 1919 erregte Karl Barth mit seiner Römerbriefauslegung Aufsehen. 1945 endete der 2. Weltkrieg, und in der weltweiten Christenheit begann man neu auf das Wort der Bibel und auf das Zeugnis der Reformatoren zu hören. Das machte sich auch in der japanischen Luther-Forschung bemerkbar.

I

Luther wurde in Japan zuerst als einer der Großen und Helden der Menschheitsgeschichte eingeführt. *Keiu Masanao Nakamura* machte als erster Luthers Namen in Japan bekannt. 1874 schrieb er für Jungen die Geschichte der Freundschaft zwischen Luther und Melancthon. 1876 veröffentlichte er in einem Monatsheft einen Beitrag über Luthers Leben. 1888 und 1901 erschienen zwei Luther-Biographien von japanischen Verfassern. *Kanzo Uchimura*, der bekannte, einflußreiche Führer der Nicht-Kirchen-Bewegung, veröffentlichte seine »Reden über Luthers Leben« in der von ihm herausgegebenen Monatsschrift »Bibelstudien«. In den nächsten Jahren folgten Übertragungen von Luther-Biographien ins Japanische. 1916 wurde die von Lindsay und 1917 die von Mac Giffert, diese in einer Reihe von Heldenbiographien, übersetzt.

Wir beobachten also in dieser Periode der Beschäftigung mit Luther ein Vorherrschen des biographischen Interesses. Aber daneben begann auch schon die Einführung in Luthers Denken. Unter dem Einfluß der sogenannten preußischen neuen Theologie erschien 1903 ein Aufsatz von *Danjo Ebina* über Luthers Christentum, ein anderer über die 95 Thesen und dann ein Aufsatz über das Verhältnis zwischen Martin Luther und Ignatius von Loyola.

Die erste Schrift von Luther selbst, die ins Japanische übersetzt wurde, ist »Von der Freiheit eines Christenmenschen«. Sie erschien 1911 in *Uchimuras* Zeitschrift. Einer seiner Schüler hatte sie übersetzt. Jetzt muß man auch *Ken Ishiwara* nennen. Mit seinem Aufsatz »Autoritätsgedanken und Freiheitsanschauung bei Luther« begann bereits die zweite Periode japanischer Beschäftigung mit Luther. *Ken Ishiwara* bestimmte weithin die Lutherforschung dieser Zeit und wirkt auch noch heute.

II

Unter dem Einfluß der Luther-Renaissance begann 1917 der zweite Abschnitt der Luther-Forschung in Japan. In diesem Jahre sind erstaunlich viele Aufsätze über Luther erschienen. *Ken Ishiwara* veröffentlichte einige Aufsätze, in denen er die Reformation in welt-, geistes-, kultur- und kirchengeschichtlichen Zusammenhängen deutete. Er selber konnte damals in Heidelberg bei Professor Hans von Schubert sein Studium fortsetzen. Sein Bemühen, die Reformation in ihren geschichtlichen Zusammenhängen zu erfassen, zeigt, daß er nicht Theologe sondern Historiker ist. Gerade als Historiker beeinflusste er die folgende Generation, indem er sie durch seine Arbeiten zur Weiterarbeit veranlaßte. Besonders bedeutsam ist, daß er Luther selber in japanischer Sprache zu Worte kommen ließ. »Von der Freiheit eines Christenmenschen« und andere Schriften Luthers ließ er in den *Iwanami*-Taschenbuchausgaben, einer Art japanischer Reklambändchen, erscheinen. Diese Ausgaben erreichten mehr als zwanzig Auflagen.

Von nicht minderem Einfluß auf die Luther-Forschung in Japan war damals *Shigehiko Sato*. Sein Interesse richtete sich auf Luthers Theologie. Nach Beendigung seines Studiums in Japan studierte er in Berlin unter Karl Holl. Nach Japan heimgekehrt, gab er von 1925 bis 1935 monatlich die Hefte *Luther-Kenkyu* (Luther-Forschung) heraus. Tatkräftig setzte er sich in Aufsätzen mit Rezensionen von Luther-Büchern für die Einführung in Holls Luther-Verständnis ein. Wie Holl konzentrierte auch er sich auf den jungen Luther. Er versuchte, Luthers Galater-Kommentar, seine Römerbrief-Vorlesung, aber auch andere Schriften und Vorlesungen Luthers ins Japanische zu übersetzen. 1933 erschien sein Lebenswerk *Romasho-kokai ni arawareshi Luther no Konpon-shiso* (Luthers Hauptgedanken in seiner Römerbrief-Vorlesung). Dies Werk hatte er als Dissertation bei der Philo-

sophischen Fakultät der kaiserlichen Universität zu Kyoto eingereicht. Es war die erste theologische Dissertation, die von der kaiserlichen Universität anerkannt wurde. Dies Werk wurde 1949 und 1961 neu gedruckt. Es gehört zu den klassischen Werken japanischer Luther-Forschung. Für diese war es ein großer Verlust, als *Sato* mitten aus seiner Arbeit, aus der Behandlung so vieler Forschungsthemen heimgelassen wurde. Man konnte sagen, daß er mit dem Glauben Luthers rang, indem er seinen eigenen Glauben lebte. In seinem Buch *Taiken-shukyo no Kenkyu* (Studium in der Erlebnisreligion) 1924 betonte er die Erlebnis- und Glaubensreligion Luthers gegenüber der Vernunftreligion Kants und der Gefühlsreligion Schleiermachers. Auch in dem oben genannten Werk stellte er den Glauben in den Mittelpunkt. Wie er selber bewußt erklärt hat, wußte er sich klar und stark von Holl beeinflußt. Die ganze japanische Luther-Forschung dieser Zeit steht wesentlich unter dem Einfluß Holls und der Luther-Renaissance.

Viele Schriften Luthers wurden ins Japanische übersetzt, und es erschienen viele wissenschaftliche Aufsätze. Aber schon im dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts wurde die neue Herausforderung durch Karl Barth auch in Japan spürbar. Diese theologische Richtung zeitigte aber erst nach dem zweiten Weltkrieg ihre Früchte.

Schließlich muß man in dieser zweiten Periode japanischer Luther-Forschung noch auf eine Anzahl von Beiträgen weisen, die von Fachleuten der europäischen Geschichte und Wirtschaftsgeschichte geschrieben sind. So wären die Aufsätze von *Kaname Watanabe* über Luthers Meinung vom Kaufhandel oder über sein Verhältnis zu den revolutionären Schwärmern zu nennen. Ferner muß auf die Luther-Biographie des Wirtschaftsgeschichtlers *Masao Homiden* und auf die Aufsätze von *Kenzo Sawasaki*, die jetzt in einem Sammelband zusammengefaßt sind, hingewiesen werden. Unter dem Einfluß von Max Weber und Troeltsch sollte diese Linie noch in der dritten Periode japanischer Luther-Forschung einflußreich werden.

III

Nach dem zweiten Weltkrieg wurde die Luther-Forschung in der ganzen Welt wieder intensiv aufgenommen und fortgesetzt. Die Forschungsergebnisse der letzten Generationen wurden an den Aussagen Luthers je in loco, genetisch und systematisch neu überprüft. Die Voraussetzungen der Hollschen und Seebergschen Luther-Deutung wurden kritisiert. Die Forscher begannen, Luthers Aussagen in ihrem Kontext zu erfassen. Das wirkte sich auch auf die japanische Luther-Forschung aus.

Zunächst brachte man Luthers Werke in japanischer Übersetzung heraus. Man begann mit systematischen japanischen Ausgaben. Schon 1948 wurde *Luther-Senshu* (Luther-Auswahl, in Shinkyo-shuppansha) angefangen: Band 1-3: Die Schriften; Band 4: Tischreden; Sonderband 1: Kleiner Galaterkom-

mentar; Sonderband 2 und 3: Römerbrief-Vorlesung; Sonderband 4: Auswahl aus den Psalmenvorlesungen. Ferner muß jetzt auch *Luther-chosakushu* (Luthers Werke in Auswahl, Seibunsha) genannt werden, deren Mitherausgeber der Verfasser dieses Beitrages ist. Die erste Reihe dieser Ausgabe enthält in zwölf Bänden Luthers Schriften in chronologischer Folge. Seit 1962 sind bereits vier Bände erschienen. Geplant ist eine zweite Reihe von zwölf Bänden mit den Bibelauslegungen Luthers und eine dritte Reihe von zwölf Bänden mit Predigten, Briefen, Tischreden und einem Luther-Lexikon. Bedeutsam ist nicht nur dieser umfangreiche Plan, sondern auch der Umstand, daß sich so viele junge und ältere Luther-Schüler zu gemeinsamen Arbeiten und Studien vereinen und ihre Beiträge leisten. Ferner sind noch Volksausgaben erschienen wie der Luther-Band in der Reihe der Klassiker der Christenheit, herausgegeben vom nationalen Christenrat, die Luther-Andachten und die Auswahl aus Luther-Predigten.

Luther-Biographien gibt es heute in Japan von verschiedenen Autoren. Gern gelesen werden die japanischen Übersetzungen von Baintons »Here I stand« und Strohls »Luther, sa vie et sa pensée«. Die Luther-Biographien japanischer Verfasser sind mehr Einführungen in Luthers Leben. Man muß in Betracht ziehen, daß in Japan kein ursprüngliches Quellenmaterial zur Verfügung steht und daß man daher auf Sekundärquellen angewiesen ist. Dankbare Leserschaft fanden *Kishis* »Kaikakusha Martin Luther« (Der Reformator Martin Luther), *Naruses* »Luther-Jujika no Eiyu« (Luther - Der Held des Kreuzes) und *Kodairas* »Protestantism no Honshitsu« (Das Wesen des Protestantismus - Luthers Leben und Gedanken). Auch die Luther-Biographie von Franz Lau fand dankbare Aufnahme.

Die japanischen Studien über Luthers Theologie und Gedankenwelt sind auch noch weiterhin im ganzen und im einzelnen von der europäischen Forschung beeinflußt. Im ganzen, das heißt, daß man hier keine systematische Gesamtdarstellung von Luthers Theologie versucht. Im einzelnen, das heißt, daß man das Gewicht mehr auf Themen wie Luthers Schriftauslegung, Ekklesiologie und Zwei-Reiche-Lehre legt, aber auch auf Fragen wie Luthers Verhältnis zur Mystik, oder Luther und die Vorreformation, oder Luther und seine Epigonen. Die meisten nach dem zweiten Weltkrieg erschienenen Aufsätze sind diesen Themen gewidmet. Erst von 1960 an erschienen wirkliche Monographien. So *Kitamoris* »Shukyokaikaku no Shingaku« (Die Theologie der Reformatoren), *Takahashis* »Luther no Konponshiso to sono Genkai« (Luthers Grundgedanken und deren Grenze) und *Kishis* »Heburusho-kokai ni okeru Luther no Shingakushiso« (Luthers theologischen Gedanken in seiner Hebräerbrief-Vorlesung). Diese drei Werke stehen in Beziehung zu dem obengenannten Buch von *Sato* »Romashokokai ni arawarishi Luther no Konponshiso«. *Kitamori* bemühte sich in zwei Drittel sei-

ner Arbeit, verschiedene Probleme von Luthers Theologie zu behandeln, indem er Luthers Aussagen selbst benutzte und sich zugleich mit der europäischen Luther-Forschung auseinandersetzte. Er wollte »historisch-theologische Studien machen, vermittelt von der systematischen Theologie«. Dadurch wurde die Grenze, welche die Luther-Renaissance und *Sato* nicht überwinden konnten, überwunden. *Takahashi* versucht, über *Satos* Werk hinaus zu neuen Ergebnissen zu gelangen. So mit seiner Dissertation, die er 1958 bei Professor Hamel in Mainz eingereicht hat. Sie trägt den Titel »Die Rechtfertigungslehre Luthers«. Leider klärt diese Arbeit nicht genügend das Verhältnis von Luthers Römerbrief und Rechtfertigungslehre zum Ganzen seiner Theologie, weder genetisch noch systematisch. Aber man darf hoffen, daß der Verfasser seine Arbeiten fortsetzen wird.

Auch *Kishis* Arbeit ist von *Sato* angeregt worden. Auch sein Thema gehört zu denen, die *Sato* formuliert hatte, aber nicht mehr durchführen konnte. Man muß bedenken, daß Luthers Hebräerbrief-Vorlesung nur in Form studentischer Nachschriften vorhanden ist und daß gerade die Jahre 1517 und 1518 für Luthers Entwicklung sehr bedeutsam waren. *Kishi* versuchte, Luther nicht nur aus seiner Römerbrief-Vorlesung, sondern auch aus verschiedenen anderen Schriften zu Wort kommen zu lassen. Das ist ein Vorzug, aber auch ein Nachteil seines Buches. Das zeigt sich an seinen Darlegungen über Luthers Gedanken von der Anfechtung. Dabei setzt er sich auseinander mit den Forschungsergebnissen von Bühler, Beintker und Karin Bornkamm, die der Auffassung sind, daß Luthers Anschauung von der Anfechtung erst 1519 zur Vollständigkeit gelangt sei.

Es gibt in Japan außerdem noch viele Arbeiten von Historikern und Geistesgeschichtlern. *Sanos* »Shukyokaikaku to Kindaiseishin« (Reformation und der moderne Geist) und *Matsudas* »Shukyokaikaku to Kindaishakai« (Reformation und die moderne Gesellschaft) sind zu nennen. Auch auf *Tomomotos* »Doitsu-shukyokaikaku no kenkyu-josetsu« (Einleitung zum Studium der deutschen Reformation) muß hingewiesen werden. Dieses Werk versucht, Luther im Zusammenhang der ganzen Reform- und Reformationsbewegung zu deuten. Interessant sind auch *Kobayashis* »Shukyokaikaku no Kyoikushiteki Igi« (Die erziehungsgeschichtliche Bedeutung der Reformation) und *Arigas* »Shukyokaikaku to Doitsu Seiji-shiso« (Die Reformation und die deutschen politischen Gedanken). Diese, von Nichttheologen verfaßten Arbeiten sind wegen ihrer neuartigen Deutung bemerkenswert, leiden aber doch am Mangel theologischer Sachkenntnis.

Wir in Japan sind überzeugt, daß wir, obwohl bei uns noch wenige Forschungstraditionen und Voraussetzungen vorhanden sind, dennoch in Zusammenarbeit mit der gesamten Lutherforschung unseren Beitrag zur Kenntnis und zum Verständnis der Reformation leisten können.

»DER ARME MANN LUTHER«

Von Hannes Razum

Leopold Ahlsen, 1927 in München geboren, ein erwachsiger bayerischer Katholik, dessen Partisanenstück »Philemon und Baukis« auf fast allen deutschen Bühnen gespielt worden ist, hat sich mit diesem Drama einem Thema zugewandt, das seiner eigenen eruptiven Natur wie seiner religiösen Problematik unmittelbar entgegenkam. Dies erklärt wohl, weshalb er die Schwierigkeiten nicht scheute, die in diesem Stoffe verborgen liegen, Schwierigkeiten, die selbst die neuzeitlichen Luther-Dramatisierungen von Strindberg bis Osborne problematisch gemacht haben. Die Schwierigkeit, die Gestalt Martin Luthers zum Mittelpunkt eines Dramas zu machen, liegt nicht nur in den sich widerstreitenden Charakterzügen der Person Luthers und den daraus resultierenden widersprüchlichen Entscheidungen, die er getroffen hat, sondern auch in der Tatsache, daß er in eine welthistorische Situation hineingeboren wurde, in der er notwendigerweise zum Protagonisten einander bekämpfender politischer Interessen werden mußte.

Auch Ahlsen ist, wie seine Vorgänger, mit diesen Schwierigkeiten nicht fertig geworden. Auch er kommt nicht darum herum, Luthers Entwicklung chronologisch nachzuzeichnen, von seiner unter der harten Hand des Vaters leidenden Kindheit über die ersten Mönchsahre, den Anschlag der Thesen zu Wittenberg, den Reichstag zu Worms, sein Hineingerissenwerden in den Bauernkrieg, seine durch den Bann des Papstes verursachte Landflüchtigkeit bis zum Abfall seiner Freunde und Mitstreiter und der damit verbundenen, immer größer werdenden Einsamkeit seiner letzten Lebensjahre. Der Zwang, diese Riesenfülle von Stoff zu verarbeiten, die für die Charakterisierung Luthers notwendig ist, hat es mit sich gebracht, daß ganze Blöcke des historischen Materials vom dramatischen Atem uneingeschmolzen am Wege liegenblieben.

Und dennoch kommt Ahlsen mit diesem Stück einen wesentlichen Schritt über seine Vorgänger hinaus. Er macht nicht den Versuch, ein historisches Lutherbild vorzustellen und sich damit in den Streit darüber einzumischen, wie Luther in Wirklichkeit war und was er im religiösen wie im politischen Sinne bedeutet. Er versucht vielmehr, sich an »den armen Mann« Luther zu halten, der in der Stunde seines Sterbens gezeigt wird, an die »nackte Seele vor Gott«, die sich Rechenschaft ablegen muß über Recht und Unrecht, Wahrheit und Irrtum ihres Wollens und Handelns in dieser Welt. Aus der Rückschau des Sterbenden wird dieses Leben aufgeblättert und einer unerbittlichen Prüfung im Augenblick der Wahrheit unterzogen. Aus dieser existentiellen Sicht, von der Frage her nach dem Sinn dieses Lebens, gewinnt die Gestalt des Luther für die Gegenwart aktuelle Bedeutung. Unsere Zeit hat mit der Vorstellung vom Übermenschen endgültig aufgeräumt. Sie hat uns den Untermenschen gezeigt und uns damit gelehrt, den Menschen zu sehen, so wie er wirklich ist. Auch der heroische Luther, die nationale Denkmalsfigur der Deutschen, wird damit zum alten Eisen geworfen. Ahlsens armer Mann Luther zeigt den Menschen, so wie er ist: als erbärmliche Kreatur, die doch durch die »Gnade Gottes« instand gesetzt werden kann, weit über ihre eigene Kraft Hinausreichendes zu vollbringen.

Die Situation Martin Luthers, seine Todesangst, die das ganze Stück überdeckt, ist nicht psychologisch, sondern existentiell zu verstehen. Angst als Urangst, in ähnlichem Sinn wie bei Kafka, Sartre, Camus. Die Angst Luthers ist nichts anderes als die Sartresche Leere, das Nichts, die Verzweigung, die Unerreichbarkeit, die Verborgenheit Gottes. Und wie bei Sartre die Verzweigung der notwendige Durchgangspunkt des Menschen zum »Sein« ist, so ist es bei Ahlsens Luther die Angst. Sie ist die kreatürliche Erfahrung des Nichtsseins, der Zustand der »nackten Seele vor Gott«, wie Ahlsen es ausdrückt, die dem »Sein« bei Sartre wie bei Ahlsen als notwendige Durchgangsstufe vorausgeht. Denn wie bei Sartre »das Leben erst jenseits der Verzweigung« beginnt, so bei Ahlsen das Erlebnis »der göttlichen Gnade« erst jenseits der Angst. Dieses Erlebnis erst macht den Ahlsenschen Luther zum Begründer der Freiheit in der abendländischen Welt und das Gewissen des Menschen zur letzten Entscheidungsinstanz. Der im Ahlsenschen Luther all seiner heroischen Gesten entkleidete, von Angst umgetriebene, verzweifelte Mensch ist der Ausgangspunkt der atheistischen wie der christlichen Existenzphilosophie unserer Tage, der Ausgangspunkt des neuen Menschen, der, atheistisch gesprochen, im Bewußtsein des Nichts, christlich gesprochen, im Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit, die Absurdität seines Daseins entschlossen auf sich nimmt. Dieser Entschluß kommt in den Worten des Ahlsenschen Luther zum Ausdruck, der am Ende des Stückes mit dem Römerbrief bekennt: »Die Hoffnung aber, welche siehet, ist nicht Hoffnung: denn wie kann man des hoffen, was man schon sieht? So wir aber des hoffen, was wir nicht sehen, so erwarten wir es in Demut und mit Geduld.«

BERICHT ÜBER REFORMATIONSAUSSTELLUNGEN
IM GEDÄCHTNISJAHR 1967
IN BERLIN - COBURG - NÜRNBERG

Von Hans Düfel

Neben zahlreichen Neuerscheinungen auf dem theologischen Büchermarkt und Vortragsveranstaltungen hat eine Reihe von Ausstellungen dem Reformationsgedenkjahr 1967 das Gepräge gegeben. Den zu diesen Ausstellungen herausgegebenen Katalogen kommt zum Teil bleibende Bedeutung für die Geschichte der Ikonographie der Reformation zu. Uns liegen Kataloge der Ausstellungen in Berlin (Schloß Charlottenburg), Coburg (Veste) und Nürnberg (Germanisches National-Museum, Stadtbibliothek, St. Egidien) vor.

Die Ausstellung in den wiederhergestellten Räumen des Charlottenburger Schlosses stand unter dem Leitgedanken »Von der freyheyt eynes Christenmenschen« und zeigte Kunstwerke und Dokumente aus dem Jahrhundert der Reformation. Die Berliner Ausstellung - zweifellos die wertvollste ihrer Art zum 450jährigen Gedächtnis des Thesenanschlags - war chronologisch aufgebaut. Zu den einzelnen Zeitabschnitten des Reformationsgeschehens hat der Berliner Kirchenhistoriker Karl Kupisch im Katalog knapp gefaßte Einleitungen geschrieben, deren Lektüre von hohem Informationswert ist. Dazu kommt die bei Kupisch bekannt brillante Kunsttreffsicherer, scharf geschliffener Formulierungen. Die Ausstellung begann mit der Holzschnittfolge Dürers zur Apokalypse von 1498, die das religiöse Empfinden der Zeit vor der Reformation unmittelbar zum Ausdruck bringt. Es folgten frühe Lutherbildnisse, Dokumente, Schriften, Briefe. Die Namen der Künstler, deren Gemälde, Holzschnitte und Kupferstiche ausgestellt waren, zeigen, welch erstklassiges Material hier zusammengetragen wurde: Albrecht Dürer, Lukas Cranach (Vater und Sohn), Hans Baldung Grien, Sebald Beham u. a. Dazu kamen die Urdrucke vieler Lutherschriften aus den Offizinen von Wittenberg, Leipzig, Straßburg usw. Bildnisse der geschichtlich bedeutsamen Personen im Reformationszeitalter von Päpsten und Fürsten, Bischöfen und Gelehrten, Rittern und Bürgern gaben der Ausstellung etwas überaus Lebendiges und ließen bei dem Beschauer keine Langeweile aufkommen. Das eindrucksvollste Bildnis war für den Rezensenten die Darstellung des toten Luther von Lucas Fortenagl. Die bekannten Schwarzweiß-Nachdrucke dieses Bildes geben nicht im entferntesten den Eindruck wieder, den die in brauner Wasserfarbe gehaltene Zeichnung vermittelt. Welche Getrostheit liegt auf den Zügen des Reformators! Dieses Bild gleicht einer Illustration zu Luthers Lieblingspsalm »Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen« (Ps. 118, 17).

Seit dem Aufenthalt des Reformators auf der Veste Coburg im Jahre 1530 ist die Wahrung und Pflege lutherischer Tradition in Coburg geübt worden. Durch das Herzogshaus wurde - abgesehen von dem damals bereits vorhandenen reformationsgeschichtlichen Archivmaterial - seit der Gründung des Kupferstichkabinetts um 1775 systematisch Reformationsgraphik gesammelt. 1861 begründete Prinz Albert,

Gemahl der Königin Victoria von England, auf der Veste eine eigene Lutherbibliothek, die eine Fülle zeitgenössischer Lutherdrucke enthält, wie der Katalog der Landesbibliothek ausweist. Noch im Jahre 1962 konnten die Kunstsammlungen der Veste Coburg ein lebensgroßes Lutherbildnis von Lukas Cranach d. J. erwerben und der Reformationssammlung einfügen. Die zur 450. Wiederkehr des Thesenanschlages veranstaltete Sonderausstellung der Coburger Landesstiftung bot Gelegenheit, das hervorragende Archivmaterial an Bildnissen, Dokumenten, Graphik, Lutherschriften und Medaillen der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Der von Professor D. Walther von Loewenich anläßlich der Eröffnung der Coburger Ausstellung gehaltene Vortrag »Der Coburger Luther« ist in einer Zusammenfassung dem Katalog vorangestellt. Der gegenwärtige Präsident der Luther-Gesellschaft hat darin die so bedeutungsvolle Tätigkeit Luthers während seiner Coburger Zeit eingehend aus den Quellen heraus dargestellt und gewürdigt. Die Lektüre dieses Aufsatzes ist ein Musterbeispiel für sachliche und zugleich engagierte Darstellungsweise. Die im Ausstellungskatalog verzeichneten Stücke sind mit allen notwendigen bibliographischen Angaben versehen. Die Ausstellung war in verschiedene Abteilungen aufgliedert und begann mit Lutherbildnissen. Hier wurde von der frühesten Darstellung Luthers von 1519 bis hin zu Schadows Lutherbüste von 1817 ein Überblick über die verschiedenen Typen der Lutherbildnisse gegeben. Unter dem Titel »Luther und die Einführung der Reformation« sind in chronologischer Folge vor allem Bildnisse und Stadtansichten vereinigt worden. Einen breiten Raum nahmen natürlich die Themen »Luther auf der Veste Coburg« und »Der Reichstag zu Augsburg« ein. Besonderes Interesse verdienten die Schriften und Drucke der Reformation mit fünf eigenhändigen Manuskripten Luthers, die aus dem Besitz von Veit Dietrich stammen. Zahlreiche Flugblätter zeigten, wie sehr alle publizistischen Mittel des 16. Jahrhunderts in den Dienst der Reformation und deren Bekämpfung gestellt worden sind. Hier blieb keine Seite der anderen etwas schuldig. Gewisse Formen eines zynischen Journalismus sind nicht erst eine Erfindung unserer Gegenwart! Sehr schöne Stücke sind unter dem Titel »Gedächtnis und Allegorie der Reformation« ausgestellt worden. Darunter Gedenkblätter und Medaillen zu den Reformationsjubiläen von 1617 bis 1917, die eine Illustration darstellen zum Thema »Luther in den Wandlungen seiner Kirche«. Einen Höhepunkt bildete der Teil »Graphik der Reformationszeit« mit herrlichen Blättern von Altdorfer, Dürer, Cranach, Ostendorfer u. a. Darstellungen und Entwürfe zur Umgestaltung der Lutherkapelle auf der Veste aus der Zeit der Romantik bildeten den Schluß der Ausstellung.

In der ehemals freien Reichsstadt Nürnberg, von der Luther gesagt hat, sie leuchte unter den deutschen Städten wie die Sonne unter den Sternen, fanden drei Ausstellungen zum Reformationsgedächtnis statt, zu denen Kataloge erschienen sind. Das Germanische National-Museum hatte aus eigenen Beständen und aus Leihgaben Material zum Thema »Bibel und Gesangbuch im Zeitalter der Reformation« ausgestellt. Die Einleitung des reich bebilderten Kataloges schrieb Professor D. Bernhard Klaus, Erlangen. In außerordentlich instruktiver Weise zeigt der Verfasser auf, wie Bibel und Gesangbuch die tragenden Fundamente reformatorischer Frömmigkeit durch alle Jahrhunderte hin geblieben sind. Ausgestellt waren fünf deutsche Bibeln

aus der Zeit vor der Reformation, darunter die erste hochdeutsche Bibel (Straßburg 1466), die Erstdrucke des September- und Dezembertestaments von 1522, Teile der lutherischen Übersetzung des Alten Testaments und Exemplare der ersten und zweiten Auflage der Vollbibeln von 1534 und 1535. Nur wenig bekannt dürfte die Tatsache sein, daß die erste deutsche Vollbibel, von Johann Bugenhagen nach Luthers Übersetzung bearbeitet, in niederdeutscher Sprache 1533 in Lübeck herausgekommen ist - ein Jahr vor Luthers deutscher Gesamtbibelausgabe! Auch die drei katholischen deutschen Bibeln von Emser, Dietenberger und Eck waren zu sehen; wobei zu bemerken ist, daß die Emsersche Übersetzung mit Holzschnitten aus der Cranachwerkstatt versehen war. Die Entwicklung des lutherischen Gesangbuches wurde von Luthers erstem Liederbuch von 1524 an durch hervorragende Beispiele aufgezeigt. Dasselbe gilt für die Kirchenordnungen. Dankenswerterweise waren außer den Wittenberger und Leipziger, den Augsburger, Nürnberger und Straßburger Gesangbüchern auch die in deutscher und tschechischer Sprache gedruckten Liederbücher der Böhmisches Brüder ausgestellt, deren Texte und Melodien ja zum Teil heute noch in unseren Gesangbüchern zu finden sind.

Die Nürnberger Stadtbibliothek hatte ebenfalls reformationsgeschichtliches Material aus ihren Beständen - zusammen mit Leihgaben - in ihren Räumen ausgestellt, zu denen die wiederhergestellten Reste des Pellerhauses, eines der schönsten deutschen Renaissancebauten, gehören. Hier waren neben Originalen auch zahlreiche Photos und faksimilierte Dokumente zu sehen. Ein kleiner, sorgfältig zusammengestellter Katalog wurde kostenlos abgegeben. Eine Sonderschau zeigte Briefmarken, auf denen Bildnisse der Reformatoren oder Motive, die mit der Reformation im Zusammenhang stehen, zu sehen sind.

Eine Besonderheit stellte die in den gotischen Teilen der St. Egidienkirche in Nürnberg vom Landeskirchlichen Archiv (Direktor Dr. K. Dumrath) veranstaltete kleine Ausstellung »Kostbarkeiten aus Nürnberger Kirchen« dar. Hier waren liturgische Bücher aus der Zeit vor und nach der Reformation zusammengetragen worden, und zwar Handschriften und Drucke der ursprünglich in den Kirchen St. Sebald, St. Lorenz und St. Egidien benutzten Meß-, Gebet- und Chorbücher. Von Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der evangelisch-lutherischen Liturgie ist die aus den liturgischen Formularen erkennbare Herübernahme mittelalterlichen Gutes. So wurde zum Beispiel in St. Sebald der Tag des Namenspatrons noch in evangelischer Zeit durch feierliche Gottesdienste begangen mit einer »Danksagung für die Lehre des Heiligen Evangelii«, die zugleich auch eine Huldigung für den Nürnberger Apostel war.

Rückblickend kann festgestellt werden, daß die im Reformationsgedächtnisjahr 1967 veranstalteten und von uns besprochenen Ausstellungen durch die Qualität und Vielseitigkeit des zusammengetragenen Materials einen hohen Dokumentations- und Informationswert besaßen. Die sorgfältig bearbeiteten Kataloge stellen einen echten Beitrag zur Reformationsforschung dar.

Ein weiterer Bericht über Reformationsausstellungen soll folgen.

BUCHBESPRECHUNG

ALFRED OTTO SCHWEDE: Ein Mönch ging nach Hause. Das tapfere Leben des Ambrosius Blaurer. Wuppertal: R. Brockhaus Verlag 1967. 230 S., Ganzleinen.

Es war zu erwarten, daß eine dialogisierte Zeitchronik, die dieses Buch darstellt, all die furchtbaren Narben wieder einmal aufreißt, die schon ungezählte frühere Bücher und Romane aufgerissen haben, wenn die blutigsten Kampfabschnitte des Reformationszeitalters zur Sprache kommen. Cui bono heute im Sog der Ökumene? Amtsbruder Schwede ist sich dieser etwas unguten Ausgangslage bewußt. Er beklagt im Vorwort selbst die Schärfe der damaligen Auseinandersetzungen, den unchristlichen Fanatismus beider Seiten. Er hält es aber für gut, wenn im Blick auf die heutige Gesprächslage zwischen den Konfessionen nicht »ein undurchdringlicher Vorhang über die Geschichte herabgelassen« wird. Darin kann man ihm wiederum Recht geben. Schwede hat die Quellen gründlich studiert und oft wört-

lich sprechen lassen. Seine Zeitchronik führt bis über den Schmalkaldischen Kriegsausbruch hinaus, vor dem Melancthon die Lindauer Bürger so deutlich gewarnt hatte. Der Mönch, der nach Hause ging, war der Konstanzer Blaurer, der als altgereifter Kämpfe einen jungen Juden in Winterthur noch als Glaubenschüler annahm. Dort erlebt er die schwersten Rückschläge der Reformation in Konstanz, nicht verbittert, aber traurig über die allzu menschlichen Intrigen und Machtkämpfe, die zu steuern ihm die Kräfte fehlten. Auffallend ist in Schwedes Darstellung, daß Lindau, der zweite Vorort der Reformation im Bodenseeland, nur einmal ganz knapp erwähnt wird. Dabei hat Lindau eine für ganz Süddeutschland führende Stellung in den Jahren zwischen 1524 und 1530 eingenommen. - Das Buch Schwedes ist in schlichter Sprache abgefaßt, jedermann ohne historische Vorkenntnisse zu empfehlen, wenn man ein zeitgetreues Bild jener bösen Zeiten gewinnen will. Auszugsweise auch zum Vorlesen in Gemeindekreisen geeignet.

Wilhelm Horkel

»Hier hebt sich nun der fröhliche Wechsel und Streit. Dieweil Christus ist Gott und Mensch, welcher noch nie gesündigt hat, und seine Frömmigkeit unüberwindlich, ewig und allmächtig ist, so er denn der gläubigen Seelen Sünd durch ihren Brautring, das ist der Glaub, ihm selbst eigen macht und nichts anders tut, denn als hätt er sie getan; so müssen die Sünden in ihm verschlungen und ersäuft werden. Denn sein unüberwindlich Gerechtigkeit ist allen Sünden zu stark. Also wird die Seele von allen ihren Sünden geläutert durch ihren Mahlschatz, das ist des Glaubens halber, ledig und frei und begabt mit der ewigen Gerechtigkeit ihres Bräutigams Christi.«

LUTHER: Von der Freiheit eines Christenmenschen. 1520. WA 7, 25.

ZUM BESCHLUSS

Während Luthers »Kirchenreform« sich bis hin in Einzelheiten kirchlicher Praxis aus seiner Beantwortung der Frage nach der Rechtfertigung des Sünders vor Gott ergab - Theodor Knolle hatte 1928 nachgewiesen, daß Luthers Gottesdienstreform von der Rechtfertigungslehre bestimmt war -, hat es den Anschein, daß die Kirchenreformer von heute dieser Frage keine so hohe Bedeutung zumessen. Sollte hier vielleicht der Grund dafür zu suchen sein, daß so viele Reformpläne und Aktionen mehr eine Beschäftigung mit Symptomen bleiben? Deshalb war es an der Zeit, daß Albrecht Peters mit seinem Aufsatz »Rechtfertigung - heute« dieses Zentralthema reformatorischer Theologie neu aufgriff. Wird das Reformationsjubiläum 1967 dazu beigetragen haben, daß dieser Herzschlag der Reformation den Menschen unserer Zeit neu vernehmbar werden kann? Noch scheinen mehr Einzelthemen und Gesamtdarstellungen das Bild dieses Gedenkjahres zu bestimmen. Wir danken Frau Dr. Ludolphy in Leipzig, daß sie unserer Bitte entsprochen hat, uns einen Überblick über den literarischen Ertrag des Reformationsjubiläums in der Deutschen Demokratischen Republik zu verschaffen. Demgegenüber beschränken wir uns im Blick auf die Bundesrepublik vorerst nur auf Richard Friedenthals erfolgreiches Buch »Luther und seine Zeit«. Gewiß ist es wert, daß unser 2. Präsident es so eingehend würdigt! Auch das Fernsehspiel »Der arme Mann Luther« von Leopold Ahlsen, auf das wir bereits in Heft 2/1966 eingegangen waren, erlangte durch seine Inszenierung von Dr. Hannes Razum in Celle neue Beachtung. Wir sind dem Intendanten des Celler Schloßtheaters dankbar, daß er uns diese interessante Dramatisierung von Luthers Leben aus der Sicht des Theaters gewürdigt hat. Auch Hans Düfels Überblick über Ausstellungen anläßlich des Reformationsjubiläums zeigt, wieviel Liebe, Kenntnis und Mühe am Werke waren, um die Reformation unserer Zeit lebendig vor Augen zu stellen. Daß Reformationsjubiläen in die Welt hinauswirkten, wird deutlich an Yoshikadzu Tokuzens Darstellung der Beschäftigung mit Luther in Japan. Ist es nicht erstaunlich, wie hier im Fernen Osten gerade die Frage der Rechtfertigung des Sünders vor Gott, mit dem wir unser Heft einleiteten, so im Mittelpunkt steht?

H. St.

Es ist aber solche Gerechtigkeit gar heimlich und verborgen, nicht allein vor der Welt und Vernunft, sondern auch vor den Heiligen. Denn sie ist nicht ein Gedanke, Wort noch Werk in uns selbst, sondern gar außer und über uns, nämlich der Gang Christi zum Vater, das ist sein Leiden und Auferstehen oder Himmelfahrt; und dasselbige dazu aus unsern Sinnen und Augen gesetzt, daß wirs nicht sehen und fühlen können, sondern allein mit Glauben muß ergriffen werden.

Das ist ja eine wunderliche Gerechtigkeit, daß wir sollen gerecht heißen oder Gerechtigkeit haben, welche doch kein Werk, kein Gedanken und kurz gar nichts in uns, sondern gar außer uns in Christo ist und doch wahrhaftig unser wird durch sein Gnade und Geschenk, und so gar unser eigen, als wäre sie durch uns selbst erlangt und erworben.

LUTHER: Das XVI. Kapitel S. Johannis gepredigt und ausgelegt, 1538. WA 46, 44.

Luther

Zeitschrift der Luther-Gesellschaft

Inhalt des Jahrgangs 1968

Aufsätze

- 1 Joachim Beckmann
450 Jahre Reformation
- 14 Helmut Huchzermeyer
Luther und die Musik
- 26 Kurt Ihlenfeld
Das Lied in der Geschichte
In memoriam: Johann Rist, Jochen Klepper,
Rudolf Alexander Schröder
- 32 Friedrich Wilhelm Kantzenbach
Jochen Kleppers Tagebücher - eine theologische Konfession
- 39 Richard Carstensen
Luthers Trutzlied
Philologisch-kritische Bemerkungen
- 41 Oskar Thulin
Vom bleibenden Sinn der Lutherrose
- 49 Albrecht Peters
Rechtfertigung - heute
- 60 Ingetraut Ludolphy
Der literarische Ertrag des Reformationsjubiläums in
der Deutschen Demokratischen Republik
- 76 Erwin Mühlhaupt
Gedanken zu Richard Friedenthals Lutherbuch

- 85 Yoshikadzu Tokuzen
Luther in Japan
- 90 Hannes Razum
»Der arme Mann Luther«
- 92 Hans Düfel
Bericht über Reformationsausstellungen im Gedächtnisjahr
1967 in Berlin - Coburg - Nürnberg

Buchbesprechungen

- Erik H. Erikson: Der junge Luther 43
- Wilhelm Jensen: Das Hamburger Domkapitel und die
Reformation 46
- Rolf Kramer: Nation und Theologie bei Johann Hinrich
Wichern 44
- Ingrid Lahrsen: Zwischen Erweckung und Rationalismus.
Hudtwalcker und sein Kreis 45
- Franz Otto: Die rechtlichen Verhältnisse des Domstiftes zu
Hamburg von 1719 bis 1802 46
- Friedrich Schmitt: ABC des Helfens 47
- Alfred Otto Schwede: Ein Mönch ging nach Hause. Das tapfere
Leben des Ambrosius Blaurer 95

Mitteilungen des Schriftleiters

Zum Beschluß 48 96

Z 69/3443 Ha